

Wehlauer Heimatbrief

10. FOLGE

WEIHNACHTEN 1973



Linolschnitt der Kirche Wehlau

Prof. Rolf Burchard

Ein gesegnetes Weihnachtsfest
und ein glückhaftes neues Jahr wünscht
allen Landsleuten, den drei Patenstädten
Hoya, Syke und Bassum,
wie auch dem Patenkreis Grafschaft Hoya,
dem an dieser Stelle
für seine Unterstützung gedankt sei.

Der Vorstand
der Kreisgemeinschaft Wehlau

R. Meitsch
Kreisältester

W. Lippke
Kreisvertreter

H. Schenk
Stellvertreter

Inhaltsverzeichnis

WeihnachtsgrüÙe des Vorstandes	Seite	U2
Weihnachtsfeier der Deutschordens-Schule in Wehlau	Seite	1
Rittergut Parnehenen	Seite	1
Foto: Gutshaus Parnehenen	Seite	3
De Frau Lisedank ehr Jubeleee (Schluss)	Seite	4
Perkuiker Schulzeit (1930)	Seite	6
Erinnerungen aus Schulchroniken	Seite	8
Was ich von Januar 1945 bis 1948 erlebte	Seite	9
Von fünf Kartoffeln und einem Heiligen	Seite	11
Das Wasserbauamt Tapiau	Seite	13
Der Vater der Husaren wohnte im Kreis Wehlau	Seite	15
Darüber sollte nachgedacht werden	Seite	16
Bericht über die Arbeit der Kreisgemeinschaft 1973	Seite	18
Erinnerungen aus den Schreckenstagen von Tapiau	Seite	19
Foto: Der Krieg im Osten - Tapiau - Ruinen mit Kirche	Seite	24
Gedankensplitter	Seite	26
Tapiauer Anzeiger	Seite	29
Spendeneingänge	Seite	30
Wir gratulieren zum Geburtstag	Seite	31
Wir gedenken der Heimgegangenen	Seite	34
Familiennachrichten	Seite	35
Eisgang an der Allemündung	Seite	36
Foto: Abiturienten Deutschordens-Schule Wehlau, 1933	Seite	U3
Foto: Gefolgschaft der Natura-Milch Allenburg	Seite	U3
Werbung Ostpreußenblatt	Seite	U4

Weihnachtsfeier der Deutschordens-Schule in Wehlau

Dr. Hermann Fischer

Ein sechs Meter langes Transparent „Ehre sei Gott in der Höhe!“ begrüßte die Teilnehmer an der Weihnachtsfeier am 19. Dezember 1928 nachmittags im „Großen Saal“ des Gesellschaftshauses. Die Angehörigen der Schülerschaft waren durch Einladungskarten, gemalt durch fleißige Schülerhände, hierzu gebeten worden und erschienen so zahlreich, daß der Raum kaum ausreichte.

Mit farbigen, von innen beleuchteten Papier-Transparenten in der Art der Glasmalerei war der Eingang eingefaßt, der Saal überwölbt mit blau durchleuchtetem Transparentpapier, diese Wölbung getragen von vier Pfeilern, die im orangefarbenen Licht erstrahlten. Rechts und links von der Bühne standen je zwei gelblich leuchtende, drei Meter hohe Prismen.

Diese stimmungsvolle Dekoration war von Schülern der Deutschordens-Schule im Zeichen- und Werkunterricht der letzten Wochen mit einfachsten Mitteln hergestellt und dann ohne fremde Hilfskräfte im Saal angebracht worden. Studiendirektor Dr. Pilch hob daher in seiner Begrüßungsansprache anerkennend hervor, daß auch dieses Schulfest durch die intensive gemeinsame Arbeit der Schüler und Schülerinnen zustande gekommen sei.

Eingeleitet wurde die Feier durch den von Musiklehrer Sommer dirigierten Schülerchor, der unter Begleitung des Schulorchesters „Tochter Zion, freue dich“ zu Gehör brachte. Einige Darbietungen selbstverfaßter Gedichte leiteten zum Höhepunkt der Veranstaltung über. Auf der von zwei Weihnachtsbäumen im Lichterglanz flankierten Bühne wurde ein Krippenspiel in zehn Bildern aufgeführt. Die im Arbeitsunterricht hergestellten Dekorationen und stilechten Kostüme ließen die einzelnen Bühnenbilder wie Gemälde alter Meister erscheinen. Das recht geschickte Spiel der auftretenden Schüler und Schülerinnen wurde wirksam durch den Schülerchor und durch prachtvolle Beleuchtungseffekte unterstützt. In den letzten Bildern baute sich dann fortschreitend das Schlußbild „Die Krippe“ auf. Beifallsstürme belohnten den Fleiß, den Eifer und die Leistungen aller Beteiligten.

Vorbereitung und Leitung der zweistündigen Feier lagen in den bewährten Händen des Kunsterziehers Erich Zippel, eines früheren Schülers des Professors Wimmer an der Königsberger Kunstakademie. Ihren modernisierenden Einfluß auf den Werk- und Zeichenunterricht bewies auch dieses so glänzend gelungene Weihnachtsfest. Seit der Einweihung des Schulneubaus in der Richardt-Straße am 16. November 1929 fanden Schulveranstaltungen in der herrlichen Aula mit ihrer den Anforderungen entsprechenden Bühne statt.

Rittergut Parnehen

Kreis Wehlau/Ostprien

Wie ich mich aus alten Papieren und Grundbuchakten entsinne, hat Parnehen seit der Mitte des 16. Jhrh. zusammen mit dem dicht bei Wehlau

gelegenen Ripkeim der Familie v. Roeder-Metgethen gehört. Parnehenen war damals sehr verkehrsabgelegen und vor allem ein Wald- und Wiesengut.

Um die Jahrhundertwende – 1800 – wurde Parnehenen von einem Herrn v. d. Goltz erworben. Es blieb aber nur ca. 30 Jahre in dieser Familie und wurde von der Witwe Goltz 1830 an meinen Großvater Karl August Käswurm verkauft.

Dieser stammte aus einer 1730 eingewanderten Salzburger Familie, die es aus kleinsten Anfängen in 100 Jahren durch Tüchtigkeit, Fleiß und Sparsamkeit zu erheblichem Landbesitz und gutem Ansehen im Gumbinner Kreis gebracht hatte.

Karl August wurde nach dem frühen Tod seiner Eltern bei seinem Großvater Johann in Puspern erzogen, erhielt dort eine gute und harte landwirtschaftliche Ausbildung und konnte dann mit seinem ausgezahlten Erbe für 13 000 Thaler in bar und Übernahme der Schulden das Rittergut Parnehenen erwerben.

Parnehenen war damals ca. 4500 Morgen groß mit den Vorwerken Trakischken und Kawerninken und dem Wiesengut Ramten. Außerdem gehörte der Krug in Damerau zum Gut.

Durch den Bau einer Pflasterstraße zur Tilsiter Chaussee, Urbarmachung der späteren Roßgärten im Kawerninker Waldwinkel, Anlegen einer Strauchdrainage auf den nassen Schlägen und Entwässerung der versumpften Nehnereien hat Karl August Käswurm in 33jähriger unermüdlicher Tätigkeit die Grundbedingungen zu einer großzügigen Verbesserung des Gutes geleistet.

Die Milchwirtschaft spielte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch keine bedeutende Rolle. Der Kuhstall sowie die von meinem Großvater erbaute Meierei waren verpachtet.

Eine richtige Schweinezucht gab es auch noch nicht. Nur für den eigenen Bedarf wurden Schweine gemästet, die überzähligen Ferkel an die Gutsleute und anliegenden Bauern verkauft.

Der Gutsbetrieb beruhte hauptsächlich auf einer großen Schafzucht, da Wolle sehr teuer war.

Mein Großvater führte ein langes Junggesellenleben und entschloß sich erst sehr spät zu einer Heirat. So kam es, daß er bei seinem Tode nur eine kaum 3jährige Tochter hinterließ, die Alleinerbin von Parnehenen wurde. Drei Vormünder wurden ihr bestellt, die gemeinsam für den Gutsbetrieb vorbildlich sorgten.

Mit der Heirat meiner Mutter übernahm mein Vater, der damalige Rittmeister bei den 3. Kürassieren Ludwig v. Massow, die Verantwortung für die Bewirtschaftung, die bei dem gut eingearbeiteten Verwalter, Herrn Löwe, in besten Händen war.

1898 nahm mein Vater den Abschied, und wir zogen ganz nach Parnehenen. Mit viel Energie und Interesse stürzte sich mein Vater in seine neuen Aufgaben: ein neuer Pferdestall wurde für seine beginnende Remontezucht von jährlich 30–36 Remonten gebaut, ein Schweinestall für eine Mästerei, der Schafstall in einen neuzeitlichen Kuhstall umgebaut. Die Herde war aus der Pacht genommen, die Milch verwertete man selbst in der Meierei zu Tilsiter Käse. Die Schafzucht wurde verringert und ganz nach dem Vorwerk Trakischken verlegt.

Das ganze Gut wurde systematisch drainiert. Dabei wurden die alten Mergel-löcher einplaniert, man begann den Boden zu kalken und zu düngen.

Es war nicht immer leicht nach dem Ausscheiden von Herrn Löwe, der sich das Gut Plibischken gekauft hatte, einen vollwertigen Ersatz zu finden, wenn auch die folgenden Beamten, jeder in seiner Art, tüchtig waren. Denn Vater mußte sich auf die Administration verlassen können, da er durch seine poli-tische und ehrenamtliche Inanspruchnahme viel abwesend sein mußte.

Kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges starb er. Die beiden nächsten Jahre bemühte sich meine Mutter mit Hilfe ihres tüchtigen Beamten Waak und



Gutshaus Parnehen

unseres langjährigen Rendanten Pontanus um die Bewirtschaftung von Parnehen. Sylvester 1916 stab auch sie. Mein Bruder Friederich, dem Parnehen zufiel, war im Felde und fiel ¼ Jahr später. Durch langwierige Verhandlungen und mit sehr schweren Belastungen übernahm darauf ich als Älteste den verwaisten Besitz.

Mein Mann, der Rittmeister Lebrecht v. Glasow-Lokehnen, der bis zum Zusammenbruch auf dem Königsberger General-Kommando arbeitete, hat sich 20 Jahre lang nach besten Kräften bemüht, die Wirtschaft zu heben und zu verbessern, wurde aber bald durch sein sich allmählich verschlimmerndes Leiden in seiner Initiative gehindert. Er konnte aber vor allem das lebende Inventar auf eine erfreuliche Höhe bringen. Wenn er auch erst den Beginn einer Herdbuchherde schaffte, so kam er damit doch auf einen guten Milch-ertrag und eine anwachsende Herde, die er durch den radikalen Verkauf ungeeigneten Nachwuchses und Ankauf bester Sterken erheblich verbesserte.

Auch hat er durch Ankauf junger Stuten aus dem Remonte-Depot, von Rödersdarfer Jungsauen und guter Schafböcke aus Wiese die anderen Zuchten qualitativ sehr gesteigert.

Auf dem Graben-System meines Großvaters weiter aufbauend versuchte er die Nehnewiesen wieder zu entwässern, die durch ihren schlechten Zustand eine schwere Belastung waren, und forstete jedes Stückchen Unland auf.

1930 ging Parnehenen auf unseren Sohn Waldemar über, doch – da dieser Flieger war – blieb die Bewirtschaftung weiter in den Händen meines Mannes, der von dem Wirtschaftsberater Dr. Lamberg und seinen langjährigen tüchtigen Beamten Treutler und Lütcke unterstützt wurde.

Seine Hauptsorge galt der Hebung des Landarbeiterstandes. Er sorgte für größere und bessere Wohnungen. Durch den Bau eines 8-Familienhauses konnte er die alten Wohnungen neu aufteilen und vergrößern, durch Kachelöfen und moderne Herdstellen gemütlicher machen und durch größere Doppelfenster verschönern.

Er verzichtete auf die Muß-Arbeit kinderreicher Frauen und auf Gestellung eines fremden Hofgängers bei den Jungverheirateten. Er hob das Deputat an und erlaubte eine zweite Kuhhaltung allen Arbeitnehmern in verantwortlicher Stellung.

Allerdings wurde durch diese Maßnahme das Lohnkonto sehr hoch – sehr zum Kummer unserer Beamten. Aber er erwarb sich durch diese Aufbesserung ihrer Lebensmöglichkeiten das Vertrauen und die Anhänglichkeit aller Gutsleute und hatte meine absolute Billigung.

Nach dem Tode meines Mannes ging die General-Vollmacht meines Sohnes auf mich über. Und als dieser ein halbes Jahr später im Oktober 1940 fiel, erhielt ich die Vormundschaft für meine Enkeltöchter – bis zum bitteren Ende.

Am 18./19. Januar 1945 bin ich von Lokehenen aus, wohin wir übersiedelt waren, zu einer der regelmäßigen wöchentlichen Wirtschaftsbesprechungen und -begehungen zum letzten Mal in meinem geliebten Parnehenen gewesen.

Am 22. Januar 1945 verließen sämtliche Parneher die Heimat.

Charlotte v. Glasow geb. v. Massow

Zum Amtsbezirk Parnehenen, teilt Frau Charlotte Hille geb. Weiß mit, daß Agnesenhof und Kawerningken 1931 aufgesiedelt wurden. Ihr Heimatort Agnesenhof umfaßte 12 „Siedlerstellen“. Die Besitzer der Siedlerstellen waren: Reich, Just, Ries, Eisbrenner, Wutzki, Baumgart, Wittke, Wölk, F. Ischebeit, E. Ischebeit, Weiß, Nagel. Jede der Stellen war 11 und 13 ha groß. (Siehe Folge 9 Amtsbezirk Parnehenen, Seiten 17 und 18)

De Fru Lisedank ehr Jubilee (Schluß)

E Woch später kem denn nu Fru Lisedank ehr Noahfolgersche met Kiste on Kaste angetoage, – e hibsche stramme Fru von dreißig Joahr, wo all freemorgens hochdietsch sprook. Ehr erschte Gang weer bie ehre „liebe Frau Kollegin“ gewäse, on de had ehr e Toppke Kaffee on vom Jubilee dem letzte Moahnstretzel angeboade. Nu sedd se sich tom Abscheed dem frindlich: „Also von morgen ab! Und auf gute Freindschaft, Frau Leisedank“.

„Na erlaube's moal, Fru, von morge? So veel wie ick mi enne School gelehrt hebb, hett de September eenondreißig Doag!“

„Das mag frieher auch wohl gewäsen sein, Frau Lisedankchen. Nach dem heitigen Kalender hat er bloß dreißig. Und morgen is der Erste.“

„So, so“, säd de Lisedanksche, on de Arm' hunge ihr am Liew run – „so, so! On warrafftig von morgo . . .?“

„Von Morgen ab!“

Dem ganze Dag had dat gerägnet. Nu des Oawends funk ok noch de Wind an.

De ole Fru had sickdem Lamp angestöckt on huckd en ehre nie-e Sesselstohl. Odder de Ohre had se ömmer bute. De junge Schweizersche bi Reichmanns . . .

Ganz en Gedanke had se sick dem Mantel angetoage. On wie se ut e Dähr trod, spritzd ehr glik de Dreck enne Oge. Odder hen musd se!

Hinderm Derp fung de Wind an ehr to driewe on schmeet ehr dem Schenill-jedook von hinde ent Gesecht. On wie se em wedder torick schmeet, – wat weer dat? En e junge Schweizersche ehr Stoaw brennd Licht!

„Na denn Draw!“ säd se, on bruscd annem Entediek verbie on quer äwre Hoff. Dat Hus stund grot oape, on ganz langsam on fierlich moakd se dem Stoawedähr op on säd: „God Noawend, Schweizersche!“

Odder Schöckschwerebrett . . .! Joa wat weer denn nu los . . .? Had se villeicht vont Renne dem Star gekräge, dat de Bessersche, wo hiet Noahmeddag bie ehr Kaffee gedrunke, ehr doa so ver Oge danzd? Se greep wie em Drom noah det Gebild on schreech lu op, wil et sick warm anpackd. On dat Gebild schreech ok. On nu schreeche se alle beide.

„Du niederträchtige Krät“, brölld de Lisedanksche, „wat häst Du en min Bezirk entobräke?“

„Es ist mein Bezirk!“ schreech die Bessersche dergägen. „Ich bin vom 1. Oktober hier angestellt.“

„Fangt de erschte Oktober om halv Zähñ odder fangt he om Zwällf an?“ On zwee Mutzkopp knalldo rechtsch on linksch dat Gebild anne Backe. Bet zwällf es hier min Bezirk!“

E Ogenblöck stund de junge Fru ganz stief on verdonnert doa on wusd nich ut noch een. Odder wil se sehr gotmödig genaturt on ok klok weer, on de Schweizersche, wo ehr doch selwst had rope loate, nu ok anfang op ehr to schömpe, packd se ganz stöll noah de Dähr on säd: „Entschuldigen Sie!“

On dat weer dat Allerbeste, wat se von alle Wörd, wo oppe Welt gewet, had segge kunnt, – denn nu rennd ehr de Fru Lisedank bet anne Huseck noah on schreech, wat de Lung bloß hergäwe wullt: „Om zwällf, Fru Besserke, lewet! On sine Se doch man bloß nich bees, dat eck so doll hetzig weer!“ –

On de lewe Gott, wo de ole Fru utwendig on enwendig kennnd, säd to de Schweizersche ehr kleen-nutsch Bertke: „Na, denn spod die doch all man, min Tochterke!“

On om drie Vörrtel Zwällf leeg se all geboad on geweckelt enne Waschkorf.

„Wat fer hibsche Mergell!“ säd de junge Mutter äwerglücklich, „kicke Se bloß, wat fer hibsche Mergell!“

On de Fru Lisedank strök ehr ganz leis dat Hoar ut em Gesecht on säd: „Nu mött eck odder goahne. Die Bessersche verkillt sick sonst bute. Bezoahle brucke Se nuscht!“

On doamet ging se rut – ut de Stow on ut ehr Amt. On weer sehr glücklich.

Perkuiker Schulzeit (1930)

Es ist Frühjahr.

Im Sandkasten in der Schule ist „Klein“ Perkuiken aufgebaut. Wir haben unsere Häuser und die Höfe aus Lehm geknetet, auch die vielen Birken an der Chaussee, jeder ein Bäumchen. Die Schule, Zanders Laden und die Schmiede hat Lehrer Bock gemacht. Sogar der Brunnen ist da mit einer drehbaren Kettenrolle.

Meine Mutter holt den Spankorb, und wir gehen zu Zanders. Bei Zanders gibt es Glanzbilder und zu Weihnachten Schaumengel. Die Anna Zander schaufelt den Farin aus dem Holzschub in die blauen Tüten und wiegt ab. Draußen bindet die alte Frau Zander ihr Chenilletuch um. Dann geht sie mit der Peede zum Brunnen.

Zu Hause ist Brot gebacken. Auf den gescheuerten Küchentischen liegt „grobes“ und „feines“ Brot, und auf den warmen Herdkacheln schläft die Katze neben dem Kessel für Kannenwasser. Die Topfborde haben schöne Papiermanschetten bekommen. So um die Kaffeezeit radelt auf den getrockneten Wegen der „Kollex“ an. Zuerst geht er ins Kämmererhaus, und dann holt er in unserem Küchenflur die Schätze aus seinem Koffer: Ketten, Ringe, Scheren, Hosenträger, Schnürbänder, Mundharmonikas und Ansichtskarten.

Auch die Störche sind wieder da, und wir singen in der Schule:

„De Oadeboar, de Oadeboar,
de hett e kleenem Kopp,
on wenn he önnne Frehjoahr wedder kömmt,
denn bringt he ons e Popp.“

Er hat nichts gebracht, aber der alte Weberchen ist gestorben, oben im Mühlenhaus. Der hat immer die Schafe gehütet.

Jetzt regnet es schon fünf Tage und durch alle Strohdächer. Wir steigen auf den Speicher, und mein Vater wiegt uns mit den großen Gewichten auf der Getreidewaage. Beim Einschlafen höre ich die Linden im Garten, ein Käuzchen ruft, und eins antwortet. In der Regenrinne klopft es. Vorn, auf der Hofseite, bellt der Hund.

Morgens klappert der Milchwagen um die Schulecke, und hinterher kommt die Sonne. Da stehen wir alle auf und singen: „Summ, summ, summ, Bienchen, summ herum!“

Ein Endchen weiter summen Niederländers Bienen aus zwanzig Stöcken.

Lehrer Bock hat alle Hände voll zu tun mit Einsammeln von Katapulten. Auch Maikäfer werden gern mitgebracht. Zu Pfingsten stehen auch vor der Schultüre zwei Birkenbäumchen.

Den 50-m-Lauf machen wir auf der Chaussee. Der Verkehr ist nicht besonders stark: ein Viehhändler-Auto und zweimal die radelnde Gemeindegewester aus Goldbach. Nachher holen wir unser grünes Lesebuch vor. „Manda“ steht darin und „Onutte“ und „Warum die lieben Schweinchen in der Erde wühlen“. Mitten in „Manda“ hinein rasselt der Fischwagen über die alte Pflasterung. Der bringt Plötze und Barsche und Zander, und die Fischfrau kommt von Rinderort.

In der Pause sitzen wir auf Niederländers Küchentreppe und spielen: „Wenn ich morgen wiederkomm“, und dann werden wir verscheucht und spielen

am andern Ende: „Hex, Hex, übern Graben“. Da singen wir: „Ole Hex opp Schlorre, wenn se oppem Dassel schleist, fängt se an to gnorre.“

Ende Juli wird das Korn angehauen. Willi fährt mit der Hungerharke und Lißa muß „Vesper tragen“. Der Kämmerer „klappert“ vom Hof, und wir schlagen den Takt: „Kömmt äte, kömmt fräte, ju fule Beeskräte!“

Alle nach der Reihe klettern wir in Härings Kammer auf den Schemel, um den Steintopf mit dem Teepilz zu erreichen, wo die große Schöpfe hängt. Die alte Frau Weber kommt aus der Hinterstube und schimpft russisch. Das versteht keiner.

Wie gepflügt wird, bringt Kriegs Herbert ein Schnupftuch mit halbverkohlten Knochen zur Schule. Die sind aus Kriegs Acker gekommen, da, wo früher ein Restchen Wald stand. Dort wird von einer Kommission ordentlich nachgegraben, aber nachher kommt gar nicht einmal so etwas Besonderes heraus. Nur die schöne Latene-Fibel geht in der Schule von Hand zu Hand.

Langsam werden die Birnen hinter der Schirrkammer reif. Beim Mühlenberg raucht Kartoffelfeuer, und die „Häringsche“ backt Flinsen. Lißa legt ihre heiße Flinse von einer Hand in die andere. — An der Schlippe stehen alle Kühe und warten.

In der Schule ist der Kachelofen geheizt. Wir führen eine „richtige“ Wahl durch, und Mielkes Karl sammelt unsere Stimmröllchen in eine übriggebliebene Urne von der Kriegeschen Grabung. Es gibt zwei Überraschungen: eine Stimme für den Kommunismus und eine Stimme für Lehrer Bock.

Heute habe ich hinten an meiner Schürze ein Schwänzchen aus Skibbes Hausschlachtung gefunden. Lehrer Niederländer hat gelacht. Er lacht sonst nicht, wenn ich rechne.

Jetzt werden die Fensterläden früh geschlossen. Aus der Küche kommt ein Lied von den Räubern, und manchmal klingelt auf der Chaussee ein Pferdeschlitten. Meine Mutter legt ein Kirschkernsäckchen in die Ofenröhre.

Es schneit die ganze Nacht, und morgens sind hohe Schneewehen am Teich. Ich bin durch, — aber die Kleinbahn ist steckengeblieben.

In vier Wochen gibt die Schule Perkuiken ein Fest in Goldbach. Mein Programm wird am Lichtmast bei Pfarrer Seemann befestigt, der sich telefonisch bedankt. Das Fest ist bei Weynowski unter Tannengirlanden. Wir zeigen ein Märchenspiel nach den Brüdern Grimm, und vorne ist gut zu sehn und zu hören, wie Grubes Erich über der Bühne liegt und mit dem Blasebalg Zeitungsschnipsel nach unten pustet. Unten auf der Bühne schneit es heftig, und ich friere in meinem Papierkleid. Dabei ist Weynowskis Saal geheizt.

Gitti Riebensahm spielt die andere Tochter. Sie hat ein Pelzchen an und trägt einen Korb mit Proviant. In der kleinen Flasche soll richtiger Schnaps sein!

Dann kommt das zweite Spiel und endlich zum Schluß die Verlosung. Da ist ein langer Tisch mit den Gewinnen aufgestellt, und unter dem weißen Tischtuch sitzt ein schwarzes Huhn im Käfig. Wenn man das Tischtuch hebt, gackert das Huhn. Der junge Herr Möhrke gewinnt eine Bratpfanne.

Auf der Nachhausefahrt schlafe ich in der Kutsche beinahe ein, aber die Pferdchen beeilen sich. (An meinem Adventskalender sind noch fünf Bilder bis Weihnachten. Die Engel backen schon Pfefferkuchen.)

Rosemarie Schaffstein

Erinnerungen aus Schulchroniken

In den Chroniken der Schulen waren neben wichtigen Dingen auch manche lustigen Begebenheiten aufgezeichnet. So erinnere ich mich an zwei derartige Eintragungen in der Chronik der Schule Taplacken, die von Lehrer Ernst Söckneck geführt wurde.

Zur Klärung muß ich vorausschicken, daß nach dem Zusammenbruch 1918 mit dem Eindringen bolschewistischer Banden in Ostpreußen gerechnet wurde. Wir alten Landser erhielten damals Militärgewehre und Munition und waren in der Heimatwehr jederzeit bereit, Eingriffe abzuwehren und Ordnung zu halten.

Im Frühjahr 1920 machten wir, die Schüler und beide Lehrer der Schule Taplacken, einen weiten Ausflug über Land, Richtung Taplackers Schloßberg, Nehne usw. Die fröhlich ausgelassenen Schüler tobten über Gräben, Felder und wurden aus der Ferne für anrückende Bolschewisten gehalten. Wie ein Lauffeuer sprach es sich dort herum. MG's wurden in Stellung gebracht und wehrbereite Männer zum Abwehrkampf zusammengetrommelt. . . . Endlich, ein begüterter Führer, mit einem Fernglas bewaffnet, erkannte bald den wahren Tatbestand, worauf es dann viel Gelächter gab.

Im Kirchspiel Petersdorf war es Sitte, daß wir Lehrer allmonatlich abwechselnd bei einem Kollegen zu einer Arbeitskonferenz zusammenkamen. Zur Gemütlichkeit echter Ostpreußen gehörte es, daß nach getaner Arbeit eine kleine Feier bei Bier und einem „Kornus“ folgte. Wir tagten damals beim Kollegen Lisius, Kgl. Damerau und zählten 15 Mann. Der „Klare“ sollte beim dortigen Gastwirt – der landläufig „Scheeßkerieter“ genannt wurde –, gekauft werden. Also wurde „geschößt“. Da jeder von uns nur 2–3000 Mark in der Tasche hatte, es war ja die Inflationszeit 1922/23, legten wir all unser Geld zusammen. Das Ergebnis war: 42 000 Mark.

Der zum Krug gesandte Einkäufer kam bald zurück . . . ohne Flasche! Sie kostete 48 000 Mark! Nachdenklich schauten wir einander an. Fünfzehn Lehrer zusammen besaßen zu der Zeit nicht das Geld, sich eine Flasche „Weißen“ zu kaufen.

So der Bericht in der Taplackers Schulchronik. Er sollte der Nachwelt an einem typischen Beispiel aus Deutschlands Notzeit berichten.

Warum mir diese Eintragung noch so gut in Erinnerung ist? Bald nachdem der Bericht niedergeschrieben war, erhielten wir unvermutet Revision durch die Schulabteilung der Königsberger Regierung. Der Regierungsrat, der sich auch die Chronik vorlegen ließ und sie durchlas, erteilte dem Lehrer Sockneck eine scharfe Rüge.

„So etwas schreibt man nicht, was für einen Eindruck bekommen später die Leser der Chronik, wenn sie erfahren, daß Lehrer Schnaps trinken wollten. Sie haben in ihrer Lebenshaltung den Leuten Vorbild zu sein“.

Erich Karlisch,
33 Braunschweig, Göttinger Straße 14

Was ich von Januar 1945 bis 1948 erlebte

Wie viele Landsleute – so auch ich – glaubten, den Verlautbarungen der Partei Vertrauen schenken zu können, daß der Russe aufgehalten würde. So habe ich bis zum letzten Augenblick gehofft, nicht aus meinem geliebten Wehlau abreisen zu müssen.

Als es dann doch soweit war, überschlugen sich die Parolen. Erst hieß es, es gingen noch Züge, dann wieder sollten wir uns an der Augker-Chaussee einfinden, und dort von Soldaten mitgenommen werden. Ich habe dann treu und brav alles, was mitgenommen werden konnte, zum Bahnhof gefahren. Dort wurde das Gepäck gestapelt, denn den einen Zug hatte ich verpaßt. Es hieß, Montag früh ginge noch ein Zug. Der ging auch, aber leider nur bis Braunsberg. Also zurück nach Königsberg. Hier fanden wir Wehlauer auch jeder eine Bleibe. Wir mußten arbeiten, und ich war mit meiner alten Freundin Elise Mertins immer zusammen.

Der Russe war inzwischen schon in Berlin, und wir waren in Königsberg eingeschlossen. Die Kämpfe um die Einnahme wurden heftiger, und bald waren die Russen in der Stadt. Den Einmarsch erlebten wir in einem Keller. Schon nach drei Tagen wurden wir zur Arbeit herangezogen, mußten Bombenrichter und Laufgräben zuschütten. Brot hatte man uns versprochen, aber bekommen haben wir leider keins. Im Mai 1945 hatten wir uns zu einem Trupp von etwa 50 Mann zusammengefunden und wanderten der Heimat zu. Jeder hatte sich ein Fahrgestell beschafft; ich einen Kinderwagen, der leider schon in Tapiau ein Rad verlor. Lieschen Mertins hatte eine eiserne Karre. So kamen wir dann glücklich nach drei Tagen in Wehlau an.

Wehlau war zu 99 Prozent kaputt, so war es sehr schwer, irgendwo unterzukommen. Doch mein Häuschen in der Kleinen-Vorstadt stand, und zum Empfang standen sogar Maibäume am Hoftor, denn die Russen hatten den 1. Mai gefeiert. Als wir nun mit unserem Treck auf den Hof kamen, kam uns ein russischer Feldwebel entgegen – ein junger netter Mann. Er lachte, denn wir sahen fürchterlich aus. Als ich ihm sagte, wir wollen hier wohnen, lachte er noch mehr. Er holte seine Kameraden aus den Wohnungen, und da lachten sie alle. Unsere Möbel standen auf dem Hof, denn die russischen Soldaten lagen auf Stroh. Der Feldwebel war recht freundlich und brachte uns auf den Nachbarhof, wo eine Feldküche stand, von der wir ein warmes Essen bekamen. Er waren Frau Mertins, Frau Schneidermeister Weiß und ich. In einem Sarglager richteten wir uns eine Bleibe ein, wo wir leider nicht lange blieben und wieder heraus mußten. Wir zogen in das Haus vom Maurer Gutzeit in der Kl. Vorstadt, auch hier mußten wir nach 2 Tagen wieder raus. Wir kamen in die Villa von Oberüber in der Parkstraße, mit uns viele andere Wehlauer. Alle Tage hieß es antreten, oft nur für 5 Minuten Kartoffeln schälen. Ich zog es vor, lieber nach Ripkeim auf das Feld zu gehen, wo es mal ein Mittagbrot gab.

Weil viele Leute Typhus hatten, mußte ein Krankenhaus eingerichtet werden. Oben im Schleusenhaus wurde es dann auch eingeräumt. Herr Dr. Fröschmann, den ich gut kannte, überredete mich, die Küche zu übernehmen. Unser Apotheker wurde Drogist Kuhrau aus der Kirchenstraße. Tag für Tag suchten wir in Ruinen und Kellern nach allem möglichen Brauch-

baren. Über Dr. Fröschmann mußte ich schrecklich lachen, er hatte sich einen Strick um den Leib gebunden, an dem rundherum Kochtöpfe und Kannen baumelten. Mit Decken und Lumpen beladen kamen wir heim und richteten damit das Krankenhaus ein. Als Verpflegung gab es nur Brot. So kochte ich täglich Brotsuppe, und als wir später noch eine Kanne Magermilch erhielten, stiegen die Typhusfälle erst recht an. Sehr viele alte liebe Wehlauer starben, so: Herr Paulini, Frau Amon, Frau Herbst, alle Cherubins, Frl. Gronau, Gustav Duschat, Frau Wenger, Frau Fuchs (Mutter von Frau Ringlau), auch meine liebe Freundin Elise Mertins, und viele, die ich von früher kannte, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinnen kann. Ich selber habe dann noch meinen lieben Dr. Fröschmann und Herrn Kuhrau hergeben müssen. Viele Wochen lag ich selbst an Typhus und Malaria krank. Aber mich haben Russen versorgt, für die ich immer gut gekocht hatte.

Später mußten wir in das Schloß nach Ripkeim, wo ein Krankenhaus für Russen und Deutsche eingerichtet war. Ich kochte weiter auch dort, allerdings zusammen mit einer Russin. Da es so wenig zum Essen gab, sammelte ich jede Kartoffelschale für die deutschen Kinder. Damals bekamen wir schon Lohn, 300 Rubel im Monat. Davon gab ich meinen armen Kranken 5 Rubel für ein Stückchen Brot. Heinrich Wermke war Maurer bei uns, Frau Anna Westermann Schwester.

Wehlau war sehr zerstört. Im Schaufenster von Prawitz wuchsen schon ein Meter hohe Bäume. Auf dem Markt stand das Haus von Mäsers, in dem Offiziere wohnten, und Eggerts Haus war Kommandantur. Auf dem Markt war täglich Basar, wo die Deutschen für ein paar Gramm Grütze noch restliche Habseligkeiten verkaufen konnten. Die Russen hatten jeder eine Kuh, und wer Geld hatte, konnte sich ab und an Milch kaufen, die alten Menschen mußten darauf verzichten, da sie kein Geld hatten. So z. B. die Familie Zimmermeister Steffan und Maurer Dietrich mit Frau, die alle krank lagen und von niemand etwas bekamen.

In meine Wohnung Kl. Vorstadt Nr. 5 durfte ich, als die Russen abzogen, hinein, mußte jedoch wieder heraus, als neue Russen kamen. Wir richteten uns dann bei Breuhammer, früher Schoof, ein, immer mehrere in einer Stube, unter anderen auch Frau Elisabeth Rehag, Frau Rönig aus der Kirchenstraße. Fräulein Gronau und Frau Weiß starben bald, sie hatten Gefängnis gehabt, weil sie etwas Getreide im Handschuh mitgebracht hatten. Ebenso verstarb meine Schwester, die auf einer Kolchose gearbeitet hat.

In der Parkstraße bei Kaufmann Neumann war die GPU, sonst mußten aber alle nach Tapiau zur Vernehmung. Davon blieb ich verschont. In der Realschule am Friedhof war ein russisches Lazarett, in der Leichenhalle ein Waschhaus eingerichtet. Hin und wieder stand noch ein Haus, doch die meisten waren fort. Der Dolmetscher erzählte mir, dreimal hätte die Stadt den Besitzer gewechselt. Auch erzählte er mir, daß Grete Koslowski und ihre Mutter erschossen worden sind. Das Haus stand noch. Gastwirt Komp und Arnswald hatten auch schwer zu leiden und sind gestorben. In der letzten Zeit bekamen wir schon etwas zu kaufen, mußten aber alles aus Allenberg holen. Da keine Brücke über die Alle führte, mußten wir über einen Steg aus zusammengegelten Brettern, der sich in der Nähe der Wohnung von Schmiedemeister Packhäuser befand, hinüber gelangen. Die lange Brücke stand; ich bin täglich über sie nach Ripkeim gegangen und traf dort den langen Zug der Kriegs-

gefangenen, die in Sanditten lagen und in Allenberg arbeiten mußten. Von ihnen erfuhr ich immer das Neueste. Das Lager Sanditten wurde 1947 aufgelöst. Die Gefangenen kamen nach Georgenburg bei Insterburg.

Nach dem Tode meiner Freundin war ich alleine, von meinem Mann wußte ich nichts, die beiden Söhne waren gefallen. Im September 1948 kamen wir in das Lager nach Falkensee. Hier erfuhr ich durch Verwandte in Berlin, wo mein Mann gelandet war. Er war im April 1945 aus Gefangenschaft nach Leipzig entlassen worden. Auch dort gab es nichts zum Essen, und so ging er, wie alle Landser, zu Bauern arbeiten. Ich erfuhr seine Anschrift, konnte mit ihm in Verbindung treten, und er kam mich holen. Durch einen Königsberger, der beim Wohnungsamt tätig war, erhielt ich in Leipzig eine möblierte Wohnung. Mein Mann und ich haben fleißig gearbeitet und konnten uns ein schönes Heim schaffen. Zweimal mußte ich operiert werden, wurde aber wieder gesund. 1964 bekam mein Mann einen Schlaganfall und war fast 4 Jahre gelähmt. Am 17. April 1972 sollten wir unsere goldene Hochzeit feiern, jedoch am 3. April verstarb mein Mann.

Nun stand ich wieder alleine, da entschloß ich mich, nach West-Berlin, wo mehrere Wehlauer wohnen, zu ziehen. In Leipzig fanden wir auch den Friedhofsinspektor Thiel mit seiner Frau, die dort verstarben und neben meinem lieben Mann Ernst ruhen. Hier in Berlin habe ich eine kleine Wohnung für 78 Mark Miete. Oft gehe ich zur Frau Beckereit, die mir viel hilft.

Erwähnen will ich noch, daß ich mit Frau Anna Feyerabend nicht verwandt bin, deren Post aus Wehlau oft mit meiner verwechselt wurde. Ich stamme aus Plibischken und bin durch meine Ehe nach Wehlau gekommen.

Frau Anna Feyerabend,
jetzt Berlin 61, Urbanstraße 99

Von fünf Kartoffeln und einem Heiligen

Eine Erinnerung aus den Jahren 1945/46, als ich in der Hauptsache von Kartoffeln lebte.

Als mein Vetter Fritz Michel 1945 enteignet wurde und sein Gut in Vorpommern verlassen mußte, ließ er mir — ich war bei einer Arbeiterfrau einquartiert — einen Sack mit Kartoffeln bringen. Es war eine prächtige Sorte, die mir zusätzlich zu der bescheidenen Ration, die mir die Besatzungsmacht zubilligte, gute Dienste tat.

Im Juni 1946 riet mir jemand, so schnell wie möglich nach Berlin zu fahren, da die grüne Grenze geschlossen werden sollte.

Ich fragte im Dorf rum, ob mich jemand begleiten würde, aber alle Mädchen waren verpflichtet, auf dem Felde zu arbeiten. Nur zwei, die im Gutshaus Dienst bei den Besatzungsoffizieren taten, bekamen für drei Tage Urlaub.

So konnte ich aufgrund von drei Fahrkarten sogar meine und meiner Schwester Habe bei der Bahnfahrt aufgeben. Nur den kleinen Handkoffer und den Rucksack nahm ich ins Abteil und meinen kostbarsten Besitz, den Sack mit einem Rest von etwa 15 Pfund Kartoffeln.

In Berlin auf dem Stettiner Bahnhof angekommen, brachten mich die Mädchen erst auf die Treppe zum Vorplatz. Aber dann hörten wir, daß das Flücht-

lingslager geschlossen sei. Die Menschen hockten und lägen schon auf der Straße.

Nun kam das Erstaunlichste! Es wird mir niemand verdenken, wenn ich zuweilen von meinem Pech spreche, aber an jenem Tag hatte ich enormes Glück.

Gerade in dem Augenblick, als ich am Morgen den Wagen bestieg, erschien der Postbote und überreichte mir eine Postkarte von Bekannten, die auch in Pommern festgesessen hatten, aber in Berlin in einem Hospiz Aufnahme gefunden hätten, ehe sie nach dem Westen weiterfuhren.

Ich holte also die Karte vor, erfuhr dann aber, daß es keine Taxen gäbe.

Da fiel mir ein Herr auf, der immer vor dem Bahnhof auf und ab lief. Ich taxierte: Ein Akademiker in abgewetztem Anzug – halb verhungert!

Unsere Blicke begegneten sich, als er mich auf dem Kofferchen sitzen sah. Wie gebannt starrte er auf den Sack, in dem sich die Kartoffeln provozierend gegen die Leinwand drängten. Ob ich auf eine Taxe wartete? Leider gäbe es keine. Ein Bekannter von ihm führe einen Lieferwagen, ob er den fragen sollte, Der würde mich gern fahren, wenn mir 10 RM recht wären. Es war mir sehr recht.

Da rückte er mit seinem eigenen Anliegen heraus. Er sähe, daß ich Kartoffeln hätte. Ob ich ihm für die Vermittlung 5 Kartoffeln geben würde. Sie wären zu Hause fünf Personen, so hätte jeder zum Abend eine Kartoffel. Ich erschrak sehr. Wie schrecklich! Für jeden nur eine Kartoffel!

Ich griff in den Sack und holte fünf Stück raus, gab sie ihm und fuhr frohgemut mit den beiden Mädchen und dem Gepäck zur Schönwalder Straße. So weit gut!

Aber später kamen mir Bedenken. Für jeden eine Kartoffel! Und ich hatte nicht einmal die großen ausgewählt. Ich weiß es genau, daß ich, während ich mit meiner Hand in dem Sack herumkrabbelte, darauf achtete, daß ich die 2. Sorte hervorholte. Schäbig!

Erst nach 20 Jahren, als ich wieder einmal mit meinen Gedanken an jenem Tag festhakte, wurde mir eine Gewissensentlastung zuteil! Es fiel mir ein, daß der Bischof von Tours ja auch nicht seinen ganzen, sondern nur seinen halben Mantel weggab. „Nimm vorlieb, mein notleidender Bruder! Und dabei war Sankt Martin stattlich und rüstig, ritt auf einem prächtigen Roß der heimatlichen Burg entgegen, während ich, auf dem Koffer hockend, in meinem stark angeschlagenen Zustand ohne Aussicht auf eine längere Bleibe in Berlin, auf nichts als auf meine Kartoffeln angewiesen, einer finsternen Ungewißheit entgegensah.

Auch tut der Mensch gut daran, selbst bei der Bereitschaft zu helfen, ein wenig die Überlegenheit walten zu lassen, wie weit er im Helfen gehen kann, ohne hinterher anderen zur Last zu fallen. Außerdem handelte es sich hier gar nicht um „Hilfe“, sondern um einen „Vertrag“. Fünf Kartoffeln gegen eine Fahrmöglichkeit! Was wäre ohne den Lieferwagen an dem Abend aus mir geworden?

Und doch scheint hier etwas nicht zu stimmen. Es wäre mir an jenem Tag ein Leichtes gewesen, 20 RM für die Vermittlung zu geben. Aber mit den Kartoffeln, dem billigsten Nahrungsmittel in unseren Breiten, geizte ich. Es klingt grotesk, wenn man die Gleichung aufstellt: Fünf Kartoffeln = 20 RM. Solche Gleichungen haben Berechtigung in anormalen Zeiten. Wir haben sie

überlebt, aber wir hören täglich von der Hungersnot in anderen Ländern. Und zugleich schleicht ein Gespenst rund um den Erdball – das Gespenst der Überbevölkerung, des Hungers allüberall. Betet, daß Gott Menschen erweckt, die aufgrund ihres Intellekts „aus Steinen Brot“ zu machen vermögen, um die Menschheit vor dem Hungertod zu bewahren.

Noch ein Wort über St. Martin! Man könnte meinen, ich wollte sein Ansehen herabsetzen. Mit nichten! Sein Bild (eine Fotokopie von dem Gemälde von Hans von Marés) hängt in meiner Stube. Er war der erste Heilige, mit dem ich in früher Kindheit Bekanntschaft machte. Er war mir stets ein guter Freund und ein unantastbares Vorbild. Ernst Jünger sagt von ihm: „Die Größe St. Martins lag nicht darin, daß er half, sondern daß er sofort half, dem Nächsten am Wege. Das ist die Tat, die an ein Wunder grenzt.“

Als ich im Winter 1952/53 während meiner Obdachlosigkeit in Dortmund-Brünninghausen Aufnahme gefunden hatte, ging ich zuweilen in die kleine katholische Kapelle. Ich hatte dort ein Bild entdeckt, das mich sehr bewegte. St. Antonius, der Kinderfreund, mit zwei kleinen Broten in der Hand. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, strecken bittend die Hände danach aus.

Es war mir klar, daß dieses Bild aus der Notzeit unserer jüngsten Vergangenheit stammte. Gern hätte ich dieser Skizze ein Foto davon beigefügt. Aber das katholische Pfarramt teilte mir mit, daß das Bild nicht mehr existierte. Es stammte von dem Kirchenmaler Sepp Wigger aus Dortmund-Hörde. Ein Foto hätte man auch nicht auftreiben können.

Margarete Hopf, 1968 †

Das Wasserbauamt Tapiau

In alten Aufzeichnungen wird schon vor über hundert Jahren die Wasserbauinspektion, das spätere Preußische Wasserbauamt, genannt. Heute würde es Wasser- und Schifffahrtsamt heißen. Sein erster Vorsteher war der Kgl. Wasserbaumeister von Baeckel. Er verstarb 1828, und sein Nachfolger wurde Wasserbaumeister Bertram, dem W.B.-Meister Gundel folgte, der 1834 verstarb. 1838 wird der Wasser-Damm-Meister Karl Lebrecht Schaak genannt, und als weitere Beamte sind verzeichnet Stromaufseher Ullisch, verstorben 1869, und Stromdiener Schulz. 1884 hieß der Wasserbauinspektor Steinbeck.

Von Fährkrug, wo sich ursprünglich die Wasserbauinspektion befand, zog sie in die Stadt um, und zwar in den ersten Stock des Hauses Markt/Ecke Bergstraße, das später Jablonski gehörte.

Die Verlegung in die Bahnhofstraße neben der Besserungsanstalt konnte erst erfolgen, als das Gelände aufgefüllt war. Hier entstanden die Werkstattegebäude, wie Schmiede, Zimmerei, Lager, Bootsbau- und Kohlenschuppen. Das Dienstgebäude mit Wohnung für den Amtsvorstand wurde s. Zt. dort

errichtet und viel später in den zwanziger bzw. dreißiger Jahren ein neues Wohngebäude für den Amtsvorstand und ein Wohnhaus für Beamte gebaut, nachdem hier ein Teich zugeschüttet und das Gelände aufgehöhht war.

Im Hafenbecken lagen die Bereisungsdampfer „Maybach, Pregel, Twiehus und Oppermann“, Wohn- und Arbeitsräume. Außerdem diente der Bauhafen den Badehäusern der Wasserbauinspektion, der Besserungsanstalt und der Stadt Tapiau als Winterhafen.

Zum Dienstbereich der Wasserbauinspektion und dem späteren Wasserbauamt gehörte der gesamte Pregel vom Hafen Insterburg bis zur Stadtgrenze Königsberg, ferner die Alle bis Friedland und die Deime bis Gr. Schleuse (?). Der Pregel von Wehlau bis Insterburg war kanalisiert durch die Staufufen Wehlau, Taplacken, Weynothen, Norkitten, Schwägerau, Gai-zuhnen mit den zugehörigen Schiffsschleusen und Nadelwehren. Durch ein Grundwehr in der Angerapp in Insterburg wurde der Wasserstand im Hafen Insterburg gehoben. Zu den Dienstaufgaben des Amtes gehörte die Schiffbarerhaltung von Pregel und Deime sowie die Unterhaltung der Uferschutzbauwerke.

Strommeistereien für den Pregel befanden sich in Gr. Bubainen, Taplacken, Wehlau, Tapiau und Heiligenwalde. Für die Alle war die Strommeisterei Wehlau zuständig. Die Alle hatte die Schleusen Pinnau und Gr. Wohnsdorf, in der Deime und Unterpregel waren keine Schleusen. (Zur Ordenszeit bestanden in der Deime die Schleusen Kl. Schleuse und Gr. Schleuse, bzw. gaben diese Schleusen den betreffenden Orten die Namen).

Über den Pregel führten Brücken in Gr. Bubainen, Siemohnen, Taplacken, Wehlau und Tapiau, über die Deime eine Brücke in Tapiau. Außerhalb des Dienstbereiches der Wasserbauinspektion führte in Schelecken eine Eisenbahnbrücke und in Labiau die Adlerbrücke über die Deime. Über die Alle führten in Allenburg und Friedland Brücken, neben den Brücken in Leissienen und in Wehlau eine Straße und eine Eisenbahnbrücke.

In Kremitten hatte der Pregel eine Fährstelle, früher gab es auch eine in Tapiau, das Fährgelöß, das kurz oberhalb des Deimeabganges lag, hatte die Kruggerechtigkeit und das Fischereirecht. Dafür hatte der Eigentümer die Fähre zu unterhalten und zu bedienen. Den Fährkrug erwarb später der Fischereimeister Weynell, der diese Auflage nicht mehr zu tragen hatte.

Der Bauhof unterstand der Strommeisterei Tapiau. Außer den bereits eingangs genannten Bauamtsvorstehern ist noch zu nennen der Kgl. Bauinspektor Kaufnicht, dem der Kgl. Bauinspektor Schaßler folgte, und am 1. April 1921 von Reg. Baurat Mohr abgelöst wurde. Zu nennen wäre noch Baurat Schallnau und die Strommeister Schwalbe und Müller.

Regelmäßige Baggerstellen waren u. a. der Deimeabzweig und nach großen Hochwässern die Deime kurz unterhalb der ersten Flutbrücke.

In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, daß damals Landräte, Regierungspräsidenten und Bauamtsvorstände ein solches Gehalt bekamen, daß sie noch die Bürokräfte bezahlen konnten und mußten. Es ist wohl mit ein Grund für die sparsame preußische Verwaltung gewesen.

Der Vater der Husaren wohnte im Kr. Wehlau

Im Ostpreußenblatt vom 22. September – Folge 38 – wurde vom Husaren-general Daniel Friedrich von Lossow berichtet. Der Verfasser Gerd Stolz schreibt an anderer Stelle über Generalleutnant Friedrich Wilhelm von Suter. Davon nachstehend ein Auszug:

Unter den drei Königen Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. spielte von Suter eine bedeutende Rolle. Er diente als einer der „Urusaren“ seinen Königen in treuer Pflichterfüllung und hat sein Leben lang die schwarze Uniform mit der Totenkopfmütze kaum abgelegt.

Friedrich Wilhelm von Suter war wie von Lossow ein geborener Ostpreuße, dessen Geburtstag und Jahr, noch sein Geburtsort genau bekannt ist. Im Siebenjährigen Kriege nahm v. Suter an den Schlachten bei Gr. Jägersdorf, Kunersdorf, Zorndorf, Torgau und an der Belagerung von Schweidnitz teil.

Im August 1759 kam es in der Nähe von Warthe und Oder bei Göritz zu einem Gefecht zwischen den Totenkopfhussaren und russischen Truppen. Bei diesem Gefecht wurde v. Suter schwer verwundet. Er erhielt einen Lanzenstich und wurde von zwei Kugeln getroffen, von denen eine zwischen den Rippen unfern des Rückgrates stecken blieb. Auch die abgebrochene Lanzenspitze war zunächst in der Brust stecken geblieben. Er wurde von Kosaken gefunden, die ihn ausplündern wollten. Sie wurden dabei gestört, nahmen ihn deshalb zwischen zwei Pferde und schwammen mit ihm an das jenseitige Oderufer. Hier wurden sie wieder gestört und ließen den Halbtoten liegen, der später von preußischen Truppen gefunden wurde. Schon nach wenigen Wochen meldete er sich wieder zum Dienst; die in der Brust steckengebliebene Lanzenspitze hielt er für seine Lebensretterin, denn sie hatte den Blutverlust erheblich gemindert.

Die noch im Körper sitzende Kugel bereitete dem Husaren von Zeit zu Zeit starke Schmerzen. Nach einer Befehlsausgabe kommandierte von Suter mit Donnerstimme: „Eskadron-Chirurgus hiergeblieben!“ Er führte ihn ins Nebenzimmer, wo auf dem Tisch zwei geladene Pistolen lagen. „Hol Er mir jetzt geschwinde die verflixte Kugel aus meinem Korpus!“ Der entsetzte Chirurgus machte allerlei Ausreden. „Räsonier Er nicht, sondern schneid Er mir die Kugel raus – sonst . . .“, dabei wies Suter auf die beiden Pistolen, „die eine für Ihn, die andere für mich!“ Bei diesen Worten zog er seinen Husarenrock aus, setzte sich rittlings auf einen Stuhl und preßte sich mit dem Unterleib gegen die Stuhllehne. Mit zitternden Händen fing der furchterregte Chirurgus an zu schneiden, ein paar glückliche Schnitte, ein tiefer Griff mit der Zange – und die plattgedrückte Bleikugel fiel zu Boden. Ein herzhafter Umtrunk mit altem Ungarwein ließ den schwarzen Husaren Schmerzen und Wundfieber, den armen Chirurgus seine – nun überstandene Angst vergessen.

Als er 1801 sein fünfzigjähriges Militärjubiläum feierte, fanden sich 51 Offiziere des 60 Jahre alten Regiments nebst Abordnung des Unteroffizierskorps und Mannschaften in einer großen „Cortege“ in seinem Haus in Wirballen ein und feierten ihn als „Vater der Husaren“.

Drei Jahre später wurde der Generalleutnant mit 1200 Taler Pension verabschiedet und wohnte auf dem **H u b e n h o f** bei Tapiau. Im Jahre 1806/07

kam französische Infanterie nach der Einnahme von Königsberg bei Tapiaw vorbei. Sie hatte von Suter gehört – die Schwarzen Husaren waren das von ihnen besonders gefürchtete Regiment. Als die feindlichen Truppen sich Hubenhof näherten, verließ Suter den Hof und rettete mit Mühe sein Leben. Das große Gut wurde gründlich geplündert, alles, was irgendwie an Suter und Husaren erinnerte, vernichtet.

Hubenhof war dem alten General von nun an verleidet, und so verlegte er seinen Wohnsitz nach Kalgen, wo er am 6. Mai 1815 starb. In Haffstrom wurde er beigesetzt, wo ihm die überlebenden Offiziere seines Regiments 1842 ein Grabmal errichteten.

Darüber sollte nachgedacht werden

Durch die von „Tricki-Egon“ ausgehandelten Ostverträge verschenkte die Bundesregierung Brandt: 118 842 Quadratkilometer deutsches Land. Die UdSSR erhielt davon 13 205 Milliarden Quadratmeter. Bei einem unrealistisch niedrigen Preis von 1,- DM je Quadratmeter sind das zusammen 118 842 Milliarden DM. Der wahre Eigentümer ist das ganze deutsche Volk. Es wurde nicht gefragt! In diesem Milliardengeschenk sind die den Vertriebenen gehörenden Werte an Gebäuden, Betriebe, Hausrat usw., usw. nicht enthalten. Rechnet man noch den Nutzwert der Jahre seit der Vertreibung hinzu, dann käme eine astronomisch hohe Summe heraus. Was wurde dafür eingehandelt? „Illusionen und Unsicherheit“. Dem Bundeskanzler und Trickegon fiel es nicht schwer, dieses große Geschenk zu machen. Waren sie ja nicht die Eigentümer. Regen sich das deutsche Volk, besonders die Vertriebenen darüber auf, dann soll ihnen trotz Grundgesetz der Maulkorb umgehängt werden.

Das Karlsruher Gericht ist einer anderen Meinung als Herr Brandt. Kurz gefasst besagt das Urteil: „Wer für die deutsche Einheit und die Freiheit eintritt, erfüllt ein oberstes Gebot unseres Grundgesetzes. Ferner besteht das Deutsche Reich in den Grenzen von 1937 fort. Deutsche, die im Reichsgebiet wohnten oder noch wohnen, bleiben deutsche Staatsangehörige. Grenzen im Sinne des Grundvertrages sind „staatsrechtliche Grenzen, wie etwa die Ländergrenzen der Bundesrepublik.“

Die Polen, die das größte Geschenk erhielten, nämlich 105 637 Milliarden, versuchen die BRD zu erpressen. Keine oder sehr beschränkte Ausreisegenehmigungen, wenn nicht Zinsverbilligter Milliardenkredit – wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen – bewilligt wird. Siehe Reise Scheel Mitte Oktober.

Aber auch die Sowjets sind mit dem großen Geschenk nicht zufrieden. Sie erhielten zusätzlich mehr als eine Milliarde, dieses Mal in Butter. Sie erhielten die Tonne für 362 Dollar, verkauften sie weiter für 420 Dollar und so verblieben ihnen bei 200 000 Tonnen 11,6 Millionen Dollar.

Was sagt der Herr Finanzminister dazu? – Und was sagt er zu einer Ermäßigung der Steuern? Was zu Sparmaßnahmen seitens der Regierung? – Lauter Fragen, die durch folgende Tatsachen beantwortet werden. Kein Abbau

der Steuern, weitere Verschwendung von Steuergeldern, Anhebung des Etats 1974. Stillschweigende Duldung von unnötigen Ausgaben. Dazu sei erinnert an die Sucht des Fliegens der Kabinetts- und Bundestagsmitglieder. Es wurden bisher wöchentlich 20–30 Fluggenehmigungen erteilt, wozu ein Anruf einer Sekretärin der Abgeordneten bei Oberstleutnant Weck genügte, um die Triebwerke aufheulen zu lassen, wobei dem Steuerzahler je nach Typ des Flugzeuges die Flugstunde 3000 bis 6000 DM kostet. Monatlich wurden so zwischen 24 000 bis 72 000 DM verausgabt. Was wohl der Blitzflug von SPD-Fraktionsführer Wienand mit einem Bundeswehr-Jet von Bonn nach Stuttgart zu einem Geldplausch mit Herrn Steiner gekostet hat? Urlaubsreisen in das Ausland, versteht sich mit Ehefrau, werden auch mit Bundeswehrmaschinen vorgenommen. Und die fliegen sogar pünktlich, während der normale Urlauber tagelang auf seinen gebuchten Flug warten mußte. Selbst Frau Renger fand bei der Flugsucht der Herren ein Haar in der Suppe, nur nicht der Finanzminister. Nach Frau Renger sollen künftig Fluggenehmigungen nur bei dienstlicher Notwendigkeit beantragt werden.

Das Umsteigen auf den Dienstwagen oder die Bahn – hoffentlich ohne Salonwagen oder Extrazug – wird den Herren schwer fallen. Obwohl der Sprit für die Dienstwagen vermutlich steuerfrei ist. Der kleine oder wenig bemittelte Mann darf mehr als 50 Pfg. Steuer je Liter bezahlen. Die 50 Pfg. erscheinen Herrn Schmidt auch noch zu wenig. Die erhöhten Steuereinnahmen aus erhöhten Tariflöhnen, wobei den Lohn- und Gehaltsempfänger kaum ein „Mehr“ verbleibt, dienen den langfristigen Krediten zu niedrigster Verzinsung an kommunistische Länder, wobei eine Rückzahlung in den meisten Fällen fraglich bleibt. Und wenn Herr Schmidt nicht spart, dann glauben die Länder und Gemeinden, es auch nicht zu müssen. So z. B. hat Herr Bürgermeister Schmalstich Stadt Hannover Malawi einen Besuch gemacht, um 15 500 DM Entwicklungshilfe per Scheck zu übergeben. Die Reisekosten dafür betragen 12 344 DM zuzüglich 164,05 DM Sonderausgaben.

Eine Erhöhung der Postgebühren ist geplant. Warum? Auch hier geht es nach dem Vorbild Schmidt. In Rotenburg (Wümme) z. B. wurde ein Erweiterungsbau durchgeführt. Er bedingte eine mehr als einjährige sehr kostspielige Grundwassersenkung. Kaum betriebsfertig wurde das ganze Postgebäude abgerissen und ein Neubau geplant. Sicher ist das kein Einzelfall. – Fazit: „wie der Herr, so's Gescherr!“

Und abschließend etwas besonders Nachdenkliches. Herr Wehner, der aus seiner ehemals? politischen Überzeugung keinen Hehl macht, machte anlässlich der Reise nach Moskau einen Alleingang zu seinen ehemaligen Lehrern im Kreml. Daß er dabei seinem Freund Brand in den Rücken gefallen ist, oder war es nur der Tricki-Egon, ist nicht verwunderlich. „Die Katze läßt das Mäusen nicht!“

Landsleute, denkt einmal ernstlich über das Gesagte nach, dann werdet ihr wissen, warum der Vertriebene und Flüchtling, der seine Existenz und seine gesicherte Altersversorgung verloren hat, nach einem erfüllten Arbeitsleben zum Almosenempfänger degradiert ist.

Was uns fehlt, ist ein Preuße in allen wichtigen Stellen des Staates und seines Parlaments.

Bericht über die Arbeit der Kreisgemeinschaft 1973

Der Kreistag tagte am 7. 4. 1973 im Sitzungssaal des Patenkreises in Syke. Der Saal war mit den Fahnen der drei Städte, der Kopie des Gemäldes des Großen Kurfürsten aus dem Rathaus Wehlau, Fotos aus dem Kreise geschmückt, und auf dem Wandelgang waren Modelle von Bauten aus dem Heimatkreis ausgestellt. Wie üblich bei Sitzungen waren vor dem Kreishaus die Fahnen aufgezogen.

Der Kreisvertreter berichtete über die Arbeit des Jahres 1972 und die des laufenden Jahres. Es folgte die Rechnungslegung für das abgelaufene Jahr, worauf der Kasse und dem Vorstand Entlastung erteilt wurde. Längere Beratung bedingte die Planung der Karteiüberprüfung aller Kreisangehörigen, die Zusammenstellung des Fragebogens für die Ortsbefragung der Kirchspiele.

Nach der Mittagspause wurde die Sitzung im Beisein der Herren des Patenkreises und der Patenstädte fortgesetzt. Den Höhepunkt bot die Verkündung der Patenschaft der Stadt Syke für die Stadt Wehlau. Bürgermeister Salfer betonte in seiner Ansprache, daß es auch nach 28 Jahren für den Verlust der Heimat nicht zu spät sei, die Übernahme der Patenschaft zu vollziehen. Urkunden, so sagte er, schaffen engere Bindungen! Die Stadt Syke wolle mithelfen, die Begegnung von Mensch zu Mensch unter den Wehlauern und der Wehlauer mit den Sykern zu ermöglichen und zu pflegen. Syke soll der Ost sein, wo jederzeit die Wehlauer sich einfinden und miteinander und mit uns Sykern sprechen können. Er überreichte der Wehlauer Abordnung die Patenschaftsurkunde.

Als Abschluß der Feierstunde wurden langjährige Vorstands- und Kreistags-Mitglieder für ihren selbstlosen Einsatz und Treue geehrt. Der Kreisvertreter überreichte ihnen die Ehrenzeichen – die Elchschaufel im Silberkranz – mit den Urkunden. Auch der langjährige Fürsprecher des Patenkreises; Herr Kreisoberverwaltungsrat Helmut Engelke, gebürtiger Ostpreuße, wurde mit Nadel und Urkunde geehrt.

Für den 22. Juni war eine Arbeitstagung zusammen mit den Herren des Patenkreises und der Patenstädte nach Twistringen einberufen. Die wichtigsten Punkte der Tagesordnung war die Karteiüberprüfung, die Ortsbefragung, zu der Meßtischblätter beschafft werden, die die Befragung erleichtern sollen. Der erarbeitete Fragebogen soll Aufschluß über die Ortsgestaltung, Geschichte, landwirtschaftliche Verhältnisse, Betriebe, Kassen, Genossenschaften, Verkehrsverhältnisse, Post, Vereine, Brauchtum und Persönlichkeiten geben. In die Meßtischblätter sollen die Flurnamen in das betreffende Feldstück eingetragen werden. Wer glaubt, über seinen Heimatort Auskunft geben zu können, wird gebeten, dieses der Kreisgemeinschaft mitzuteilen. Jede Mitarbeit ist erwünscht. Es wäre am besten, wenn sich mehrere ältere Landsleute zusammentun, um die Fragen zu beantworten.

Ein weiterer wichtiger Punkt war die Vorbereitung der fälligen Neuwahl des Kreistages 1974, zu der die Landsleute aufgerufen werden, Vorschläge für den Kirchspielvertreter und zwei Ersatzmänner zu benennen. Entsprechender Hinweis wird im Ostpreußenblatt erfolgen. Schließlich wurde beschlossen,

1974 wieder Einzeltreffen in den drei Patenstädten durchzuführen, und zwar wurde hierfür als Termin der 15., 16. und 17. Juni bestimmt. Die Kirchspiele nehmen wieder an den Treffen der Städte teil, zu denen sie althergebrachte Beziehungen hatten.

Das Programm für Allenburg in Hoya sieht vor:

Sonnabend, den 15. Juni, abends: Kultureller Abend.

Sonntag, den 16. Juni. Haupttag des Treffens, Teilnahme am Gottesdienst, im Anschluß Feierstunde. Nachmittags gemütliches Beisammensein und Tanz.

Montag, den 17. Juni: Fahrt von Hoya durch den Patenkreis mit Besuch von Syke. Dort Besichtigung des Heimatmuseums und der Heimatstube Wehlau. Um 15 Uhr findet in Syke die Kreistagssitzung mit Bekanntgabe des Wahlergebnisses und der Wahl des Kreis Ausschusses statt. Näheres wird rechtzeitig im Ostpreußenblatt bekanntgegeben.

Die Programme für Wehlau und Tapiau sind in Vorbereitung und werden ebenfalls rechtzeitig bekanntgegeben. —Lp—

Erinnerungen aus den Schreckenstagen von Tapiau

(Superintendent Kittlaus, Tapiau)

In alten Tagen baute der deutsche Orden an der Stelle, wo der Pregel nordwärts einen Arm über Labiau zum Kurischen Haff sendet und westwärts über Königsberg seine Fluten zum Frischen Haff wälzt, die Wasserburg Tapiau, eine Schutzwehr für den rings vom Wasser umflossenen Gau Samland, einen Damm gegen die pregelabwärts fast alljährlich herabrollenden Fluten der Litauer. Nun ist die Stadt Tapiau und die als Pregel-Deime-Linie bezeichnete Geländefalte in den Tagen vom 25. August bis 9. September 1914 zum Schutzwehr Königsbergs und zum Prellbock für die Rennenkampfsche Njemen-Armee geworden, und die Grenze des Preußenlandes und des von dem Moskowiter eroberten Neurußland ging in jenen Tagen mitten durch das Kirchspiel Tapiau. All' die Orte südlich des Pregel waren von den Einwohnern verlassen, sie waren bis Brandenburg am Frischen Haff und weiter mit Wagen und Vieh geflohen, oder auf der Flucht wie die Leute aus Imlen, Zohpen, Pregelwalde und anderen Orten in die Hände der hereinbrausenden Russen gefallen und nach Paterswalde und Wehlau von diesen gewiesen und dort festgehalten. Sie sind nach den Schilderungen im ganzen gut behandelt und nicht beraubt worden, etliche Pferde und Vieh wurden ihnen genommen, Fahrräder zerschlagen, etliche Nahrungs- und Erquickungsmittel ihnen abgenommen, auch einige, wohl den Weisungen der Feinde nicht folgsame Besitzer, sind nach Rußland und Sibirien als Gefangene fortgeführt, aber die meisten nach dem Russensturm heimgekehrt. Auch die wenigen zurückgebliebenen Alten und einige kranke Leute haben wohl viel Verwüstung mit angesehen und Angst ausgestanden, aber ihnen ist kein Leid geschehen. Ja, in Zohpen lag im Armenhause ein altes Paar, das bereits die goldene Hochzeit gefeiert, unfähig zu fliehen, in Gefahr zu verhungern, aber feindliche Kosaken haben ihnen Milch

und Eier, Mehl und Speck gebracht. Aber, wenn auch die Orte am Pregel nur bei Tage von den Feinden besetzt waren, die sich zur Nacht in die Orte näher am Frischingwalde zurückzogen, ausgeplündert sind sie alle und unberechenbarer Schaden an Hausrat und Feldfrucht, Kleinvieh und Bienen angerichtet, die vergrabenen Besitztümer der Flüchtigen sind durchweg aufgefunden und davongeschleppt, viele Häuser verbrannt, eine große Zahl von Gebäuden bei dem tagelangen Geschützkampf zerstört und eingeeäschert. Am 23. August hatte ich zum letzten Male in Pregelswalde nachmittags Außen-gottesdienst gehalten und gemeint, vor voreiliger Flucht warnen zu sollen, schon am 25. waren die Russen Herren der Gegend, unsere Truppen waren ja über Marienburg zur Tannenberger Schlacht westwärts gezogen. Nun saß der Feind im Frisching wie in einer Burg, und seine Scharen streiften westwärts bis vor die Festungswerke Königsbergs, nordwärts an den Pregel, ergossen sich südwestwärts bis nach Zinten und Landsberg. Bei Biberswalde hatten sie schweres Geschütz aufgefahren. Am 26. August war auch die Deime-linie in Russenhänden und von Ost wie zuerst von Süd begann der Angriff und die Beschießung unserer guten Stadt.

Auch ihr kehrten nach und nach die meisten Bewohner den Rücken, um in der Ferne sich den Greueln der Feinde und den Schrecknissen der Beschießung, des Sturms, der sicher zu erwartenden Eroberung zu entziehen. Seit den ersten Tagen nach der Kriegserklärung mit ihrer Unruhe und erhebenden Begeisterung öffnete sich täglich unser Gemeindehaus, um am Abend die Kriegslage zu besprechen, einander zu beraten und zu stärken, Gottes Beistand zu erleben. Es waren manchmal an hundert Personen da. Zunächst gab es wohl Freude über die Nachrichten von siegreichen Gefechten an der Grenze, bald aber trugen die Züge der Flüchtlinge und wilde Gerüchte Bangigkeit und Sorge in unsere Mitte. Die Frage: „Sollen wir fliehen?“ beherrschte die Stimmung. Der Dienst der Frauen und Schülerinnen, die die durchziehenden Truppen- und Verwundetentransporte labten, hörte auf dem Bahnhof und in der Stadt auf. Am 22. hieß es, fieberhaft Ausweise schreiben und beglaubigen für die ungezählten kleinen und vornehmen Leute, die zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff, mit Klein- und Großbahn die Stadt verlassen wollten und auf dem Magistrat nicht mehr ankamen. Darunter tauchten auch fremde Gestalten aus den Grenzkreisen auf, und vor mir steht noch die Gestalt eines Fräulein St. aus K. im Ragniter Kreise ohne Hut, verängstigt und überfließend von Schreckenberichten von Kosakenhorden, Feuersbrünsten, Kampf-töse. Zum Glück hatte ich ein Gruppenbild, auf dem sie ihren Vater identifizieren konnte, so daß ich auch ihr eine Legitimation verschaffen durfte. Darüber wurde es mir aber klar, daß doch wohl auch meine vier Töchter nicht auf den Kriegsschauplatz gehörten. Wohl hatte mich gleich bei Beginn des Krieges der Gedanke gepackt: Der Krieg wird entsetzlich, um Tapiau wird heiß gekämpft werden, die Russenwoge wird über uns dahingehen und ich kann nicht fort. Weib und Kind wollten und sollten aber bei mir bleiben. Jetzt entschloß ich mich, wenigstens die Kinder vor Schrecknissen und Vergewaltigung, wie man sie von T., Kreis D., erzählte, zu bewahren. 1 Uhr 30 Minuten sollte ein Zug nach Berlin gehen und sie gen Sachsen zu meinem Bruder bringen, aber um 7 Uhr 30 Minuten stand ich noch mit ihnen auf der Bahn, und wohl rollte Zug um Zug vorbei, aber alle trugen die siegreichen Regimenter westwärts. Bitter stieg's in der Seele auf: „Für Ostpreußen hat

mein Kaiser kein Linienregiment übrig.“ Wir werden mit etwas Landwehr und Landsturm dem Feinde überlassen. Wie mancher lernte schon bei jenem langen Warten auf dem Bahnsteig seine Ansprüche fahren lassen, wie mancher bot das Bild fassungsloser Angst und Unruhe. Zwischen den Gruppen steht eine Gruppe von drei Spionen, bewacht von drei Wehrmännern mit aufgepflanztem Seitengewehr: „ein Oberinspektor, ein Schmierendirektor, ein Windmüller“. Der letzte macht einen Fluchtversuch, als alles wieder einmal einem durchrollenden Zuge nachsieht. Die 41er fahren durch, einst mein Regiment, sie reden von geheimem Plan, von Umzingelung, von nahem Sieg, aber größer noch wie ihr Mut ist ihr Abscheu vor den Spionen, und der Fluchtversuch hätte dem Müller fast das Leben gekostet, wenn die Volksleidenschaft nicht gezügelt wäre. Rings um den Bahnhof lodern die Wachtfeuer biwakierender Kolonnen und Regimenter, die verladen werden sollen, ich eile durch sie nach Hause zum Kriegsabend. Den Töchtern kann ich nicht helfen. Gott hat sie dann in der Nacht noch ein Plätzchen im Militärzug finden und den Weg in tagelanger Fahrt westwärts glücklich vollenden lassen. Der Kriegsernst kommt immer näher. Noch freilich nahm ich am 23. August, dem Sonntag vor der geplanten Einsegnung, die Konfirmandenprüfung vor, mahnte im Nachmittags- und Außen-gottesdienst, nicht kleinmütig zu fliehen, zumal wenn wir keine sichere Zuflucht hätten, warnte noch am Abend: Bleiben ist schrecklich, fliehen ist entsetzlich. Aber noch am Sonntag brach meine kränkliche Frau zusammen, meinte mir in den kommenden Tagen nur eine Last zu werden und auch sie zog zur Bahn und in sicherem Geleit des Kirchendieners war sie, als ich nach der letzten Amtsarbeit auf dem Bahnhof sie nochmals aufsuchen wollte, bereits davon. Es kam eine einsame Nacht, nach der ich die Schulen schloß und die anwesenden Konfirmanden der Stadt, so wie sie waren, etliche barfüßig, alle das große Fragezeichen der Todesangst im Gesicht, die Frage im Herzen, ob ich sie je auf Erden wiedersah, einsegnete. Ebenso wollte ich am 25. mit den Landkonfirmanden tun, doch nur ein Dutzend etwa sammelte und segnete sie. Schon war die Mehrzahl der Bewohner davon, und von Haus zu Haus gehend erinnerte ich, daß jeder der bliebe, sich im Gemeinde-hause und in der Kirche einfinden dürfe, wenn er Halt, Rat oder Trost brauche. Ich durfte mich unbedenklich berufen wissen, sie alle um mich zu sammeln und auch dem hereindringenden Feind gegenüber zu vertreten, da der Landrat, der am 23. sich von Wehlau zu uns zurückgezogen hatte, und der Bürgermeister am 24. die Stadt verließen. Schon am Vormittag war das Standesamt geschlossen und es begann das Begraben ohne obrigkeitliche Bescheinigung. Ein ertrunkener Wehrmann war der erste, den ich wenige Stunden nach seinem Tode auf Anordnung der Militärbehörde zur letzten Ruhe geleitete. Noch gab es ein Stadtkommando in unserer Stadt unter dem Kommando des Führers des Landsturmbataillons Königsberg 2, noch ein Kommando der Pregel-Deime-Linie unter General Freiherr v. E., der im Predigerhause wohnte. Aber schon hatten die Landstürmer auf unserem Friedhof und rings auf den Uferhöhen ihre Schützengräben aufgeworfen. Mein Hausgenosse, Hauptmann G., jetzt Major und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, das er in jenen Tagen sich erwarb, blieb die Nacht im Felde. In aller Hergotttsfrühe des 25. flutete auf dem Rückzug die allein noch in Ostpreußen der Rennenkampfschen Armee gegenüberstehende Division Brodrück, die eigentlich die Besetzung Königsbergs bilden sollte, mit ihren Landwehr-Regimentern und Landsturm-

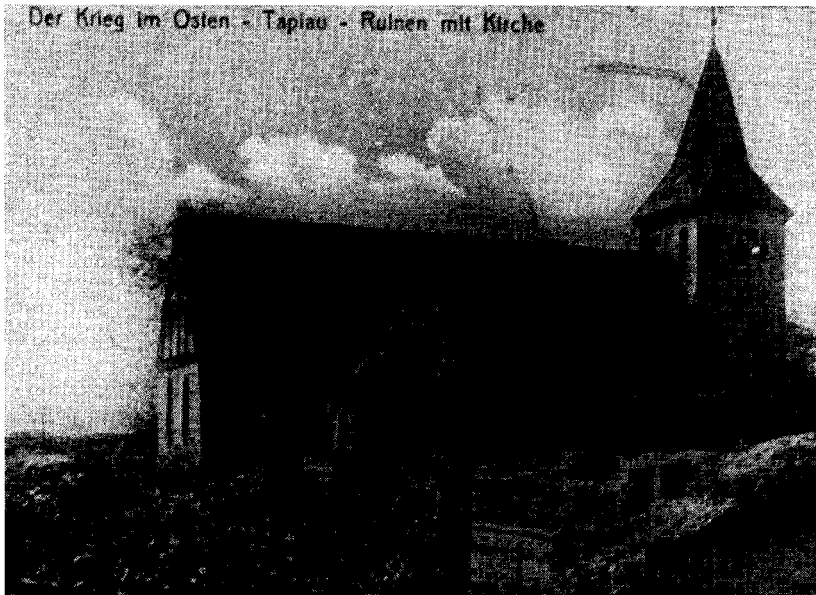
bataillonen nach aufreibendem Nachtmarsch und Nachtgefechten durch unsere Stadt, und ob auch manche noch Obdach fanden (so fanden auf meinem Gehöft 2 Kompagnien, Bataillonsbureau und Bataillonsstab, allein 11 Offiziere des Landsturm-Bataillons Insterburg 3 Unterkunft), die meisten lagen auf den Straßen vor den verschlossenen Häusern, totmüde und Labe ersehnd. Die wenigen noch offenen Geschäfte wurden gestürmt, die Verkäufer entflohen, die Schaufenster, die Türen wurden erbrochen, bald griff jeder zu und half sich selbst, so gut er konnte. Das war der Krieg, die Kriegsnot, die Bande frommer Scheu lösten sich. Der Nichtsoldat sinkt zum Geländehindernis herab. Die Gasthäuser können selbst den Offizieren nicht mehr Speise bieten. So klopfen sie im Pfarrhause an, gleich ihnen die letzten Flüchtlinge, darunter drei Amtsbrüder. Sie werden mit viel Apfelsuppe, Kartoffeln und Beisatz und sehr wenig Fleisch satt gemacht. Zur Nacht wird das Haus leer, Kleinbahnzüge fahren gegen 2 Uhr meine Gäste aus Haus und Hof gen Königsberg. Nur ein lieber Amtsbruder aus der Diözese, eine alte Nachbarin, die die Strapazen der Flucht nicht mehr auf sich zu nehmen wagte, und ein Hausmädchen suchten gleich mir verspätete Nachtruhe. Sie war für mich bereits um 5½ Uhr zu Ende. Vor mir steht Dr. P. mit dem Befehl, um 7 Uhr vor Exzellenz B. zu erscheinen und ihm Vorschläge für eine Stadtverwaltung zu machen. Da galt's, festzustellen, wer von den Herren noch da war. An manche Türe klopfte ich vergeblich, durch manche Wohnung konnte ich eilen, denn die Flüchtenden verschlossen sie nicht mehr, fand schon manchen Schrank erbrochen, sah viel Verwüstung, aber immerhin konnte ich einige Dutzend Männer zur Volksversammlung 6½ Uhr in meinen Garten bestellen, mit ihnen einige Stadthäupter wählen und mit meiner Vorschlagsliste zum Divisionskommando eilen.

Noch sehe ich die letzten der 800 marschfähigen Irren zu Fuß mit Ärzten, Pflegern und Pflegerinnen die Bahnhofstraße hinabziehen, viele fröhlich wie auf einem Spaziergange, etliche stumpf, etliche in Todesangst, gehen sie davon. Eben verläßt der Anstaltsleiter das Zimmer des Generals, um sich ihnen anzuschließen, und mich will der Wunsch beschleichen: „wenn du doch auch fortkönnstest“, da trifft mich der Gruß des Generals: „So habe ich mich doch nicht geirrt, daß, wenn alles kopflos davonläuft, der Pfarrer noch auf dem Platz sein wird“. Ich erhalte für meine Vorschläge Zustimmung, und Forstmeister G. den Auftrag, die Stadtverwaltung, Sicherheitsdienst, Feuerlöschwesen, Ernährungsfragen usw. zu ordnen. Um 10 Uhr konstituiert sich, 12 Männer stark, die Stadtverwaltung, um 5 Uhr ist wieder Sitzung, selbst Fleisch und Mehl ist besorgt, es geht über den Markt zur förmlichen Verpflichtung. Da knallen die ersten Gewehrschüsse, Landsturmlaute bringen 3 Protzen und 2 Maschinengewehre heran, die uns die scheu gewordenen Pferde als Siegesbeute in die Stadt gefahren. Wir werden verpflichtet, und beim Hinausgehen heißt's: „Erschrecken Sie nicht, die Brücken werden gesprengt!“ Da kracht's und die Luft erbebt, die Fenster klirren, tausende von Scheiben splintern, mein Begleiter sinkt zusammen, der Himmel färbt sich glühend vom Feuerchein der Pregelbrücke, ein Angstschrei der Bewohner zittert durch die Luft. Wer noch bisher bleiben wollte, will fliehen, und auch die neuen Stadthäupter eilen davon. Um 9 Uhr sind wir noch vier Mann hoch, doch kein ansässiger Bürger darunter, zum letzten Mal zur Beratung vereint, dann gibt um 11 Uhr Forstmeister G. die Schlüssel auf der Wache im Gerichtsgebäude

ab und auch er macht von seiner Befugnis, die ihm seine Behörde erteilt, Gebrauch und zieht sich zurück. Mein Amtsbruder R. nimmt er auf meine Bitte mit. Kasse und Schlüssel, Dietriche und Papiere gelangen in meine Hände. Um Mitternacht mache ich noch einen Versuch, mit drei Bürgern für Brot, Fleisch, Feuerlöschwesens zu sorgen, dann geht Dr. P. zu seinen 500 Irren und ich bleibe allein. Noch gibt's am 27. Fleisch und Brot, noch ist die Gasanstalt in Betrieb, aber die Bevölkerung ist so dünn geworden, daß das Fleisch vom Militär mit Beschlag belegt wird, da es sonst verkäme. Das Geschützfeuer beginnt. Die Flucht wird allgemeiner. Nur ein halbes Hundert sucht in Kirche, Pfarre, Gemeindehaus Schutz Einige Keller werden gerüstet, eine kurze Gebetsandacht stärkt uns, es folgt eine lange Nacht, der der entsetzlichste Tag folgen sollte.

Der 28. August begann für mich mit einem Rundgang, wo ich die LandsturMLEUTE in ihren Gräben und Häusern an der Wasserkante auf ihrem Posten begrüßte, auch hin und her in den Straßen ein paar alte, kranke Leutlein und ihre Pfleger fand. Es mögen wohl noch 400 Stadtbewohner gewesen sein. In der Irrenanstalt begrüßte ich, wie fortan täglich, den Dr. P., der mit etlichen Pflegern bei seinen 500 nicht transportfähigen Kranken aushielt, bis auch er und die Kranken am 1. September aus der Stadt in Sicherheit gebracht wurden. Gegen Mittag ward das Geschützfeuer heftiger. Im Gemeindehaus richteten Militärärzte ein Feldlazarett ein, meine Schützlinge müssen hinaus. Die Post verläßt in Automobilen die Stadt. Eben habe ich das erste Dutzend Verwundeter mit etwas Saftwasser gelabt und gehe über den Markt, um zu hören, ob der Feind schon seine Sturmkolonnen ansetzt, da fährt die erste Haubitzengranate über meinen Kopf in den zweiten Stock des Hotels Hungrecker und die Mauer öffnet sich und die Flamme schießt empor. Ein Arbeiter versucht zu löschen und meldet bald, daß zwar die Flamme aus sei, aber die Balken schwelen, ein Feuerherd, von dem aus eine ganze Straßenzeile sich später entzündete. Schuß um Schuß in Richtung auf den Kirchturm schlägt ein, Treffer auf Treffer zerschmettert die Reihe der Gebäude an der Bergstraße hinauf. Ich bringe meine Schützlinge in die Keller und meine, im Schutz meines Hauses, da die Geschosse von Süden kommen, auf der Nordseite auf der Veranda am sichersten zu sein, einige Schrapnells sehe ich in der Luft wie Raketen explodieren, eins fällt auf mein Hausdach und sein Inhalt rollt wie Hagel über die Dachpfannen. Da kreischt wieder eine schwere Granate durch die Luft, noch eine, sie trifft den Kirchturm an seinem Fundament, reißt die Tore fort, zerschmettert den Gartenzaun, die Sprengstücke fliegen vor mir in die Erde, der Luftdruck zerdrückt die Veranda-scheiben, die Glassplitter fliegen um mich, ich stürze auf die Erde und angstvoll zu den anderen in den Keller. Furchtbar geht die Kanonade über die Stadt, endlich tönt auch in das Kreischen der Russengranaten das beruhigende Brummen der unsern, aber was sollen die paar Batterien hinter der Stadt und unsere 5 Landsturmkompagnien gegen den hundertfach überlegenen Feind. Schon stürmt er gegen die Besserungsanstalt und die in-zwischen auch gesprengte Deimebrücke heran. Da schickt mir General E. die Schlüssel seines Quartiers im Predigerhause, er könne sich nicht mehr verabschieden, in 10 Minuten breche er auf. Ja, wir wußten's ja, der Kom-pagnieführer der Landsturmpioniere, G., dem Exzellenz B. scheidend die Hand gedrückt, da er bei seiner Aufgabe an der Brücke wohl das Leben lassen

müsse, wie mancher andere. Den Feind aufhalten, wenige Tage, bis Königberg seine Armierung vollende, das konnte nur erstrebt werden, die Stellung bei T. war von so schwachen Kräften auf die Dauer nicht zu halten. Nun also war, es war etwa 4 Uhr, die Stunde gekommen, daß die Unsere abzogen, nur eine Stunde, dann mußte ich vor den Feind treten, der die Stadt mit stürmender Macht genommen, und um Schonung bitten. Es war entsetzlich schwer, und noch einmal, vielleicht zum letzten Male für Monate, wollte ich deutschen Männern die Hand geben, Abschied nehmen. Mit schlotternden Knien, mühsam mich straffend, ging ich über den Markt. Ein Abschiedsgruß an Exzellenz B. und seinen Stab, ein Abschiedswort an General E. „Gott möge ihm künftig dankbarere Aufgaben geben.“



Der Krieg im Osten — Tapiau — Ruinen mit Kirche

Furchtbarer durchtönen die Geschützsalven der Russen die Luft. Da tritt der Brigadeadjutant zu unserer Gruppe, und in seiner frischen, kecken Soldatenart ruft er mir zu: „Ihre Reden sind sehr schön, aber diesmal gehen die Russen, wir nicht!“ Der Feind hatte den Sturm bei Tapiau aufgegeben, um ihn wohl zunächst bei Labiau zu versuchen, aber das grausige Geschützfeuer ging weiter. Wieder schlüpfte ich in meinen Keller, um nach einer halben Stunde, aus schlafähnlichem Zustand auffahrend, bei einem besonders nahen Krachen hinauszueilen und zu sehen, ob uns erneute Gefahr drohe. Da steht die Feuerlohe vor mir im Süden, Osten, Norden meines Gehöftes. Nun gilt Kirchenbücher, Akten, Urkunden retten. Auf dem Hof hat eine Granate ein zwei Meter tiefes Loch gewühlt. Ein paar Wachstuchläufer hinein, die Sachen hinausgeschleppt. Den meisten beben die Hände. Zwei Männer, ein Knabe,

eine Frau greifen zu. Wir können alles bergen, bedecken, mit Erde überschütten, daß es auch der Feind nicht finde. Schon liegt das Flugfeuer auf der durch Schrapnells abgedeckten, kahlen Dachschalung. Nun führe ich sie hinaus, einige 40 an der Zahl, darunter eine über 90 Jahre alte Greisin. Durch Gärten und Zäune geht's nach dem einige hundert Meter entfernten Brauereieiskeller. Kaum sind wir dort, da suche ich vergeblich meine alte Hausgenossin. Ich eile zurück, finde sie nicht, komme wieder und kann mich nun dem Zuge anschließen, der durch Trümmer, über brennende Balken und das Gewirr der herabgestürzten Telefondrähte hinweg von dem befreundeten Chauffeur des Brigadestabs in das geschützter liegende Haus geführt wird, in dem der General E. selbst sein Quartier gesucht hat. Das Geschützfeuer wird schwächer und schwächer, die Feuer rauschen und knistern, die Balken krachen. Mit General E. stehe ich auf dem Markt, da tritt Dr. P. heran, weist auf die flammend roten Scheiben der Sakristei und erinnert an die Rettung des Triptychon „Golgatha“ von Lovis Corinth. Schon hat ein Sprengstück den Engel des Matthäus getroffen, das gemalte Glasfenster daneben, „Christus in Gethsemane“ nach Hofmann darstellen, ist ein Raub der Flammen geworden, die gierig hereinlecken. Die Bilder sind zu groß, daß wir sie durch die Türe tragen, so müssen sie mit Taschenmessern herausgeschnitten werden. Endlich sind die drei Bilder gerollt und Dr. P. zieht mit ihnen nach der Irrenanstalt, um sie im Keller zu bergen, während ich Kreuzfixe und Leuchter in Sicherheit bringe. Noch einmal gehe ich durch Kirche und Pfarrhaus, die in wenig Minuten aufbrennen müssen, da kommt's über mich wie Sterbensweh und dann wie himmlische Freiheit. Los von allem Besitz, ein Amtskleid über dem Arm, ein paar Bildchen in der Hand verlasse ich mein Haus. Auf dem Markt steht der General. „Die arme Stadt, die arme Stadt!“ seufzte er, „und ich kann keinen Pionier aus den Schützengräben nehmen, das Geschieße hört ja nicht auf!“ Die Flammen lodern gen Himmel und der Wind macht sich auf und trägt sie weiter, da kommt über die unversehrte Südseite des Marktes der Mond herauf. Gott redet. Es wird stille. Nun sehe ich nach meinem Hause, an dessen Giebel Zäune und Bäume brannten und die Vorhänge durch die zersprengten Scheiben herauswehten, auf dem schwelend drei dicke Ballen lohten. Die Laden hat Hauptmann G. schließen lassen. Am Pflaumenbaum hängt ein Feuerhaken, den ein Soldat, der sich Früchte geschüttelt, hängen ließ. So hole ich die Ballen vom Hause, stoße die Zäune und das Stallgemäuer zusammen. Nach einer Stunde darf ich mein Haus und Kirche für gerettet ansehen und ein Ruheplätzchen suchen. Die Schreckensnacht ist zu Ende.

Im Morgengrauen gehe ich durch die Stadt. Meine 90jährige Dame, selbst Blinde und Lahme, die Schwestern im Kreiskrankenhaus (auf Karren schoben sie ihre Kranken vor sich her), die Kreisarmen mit ihrem Diakon sind in der Nacht geflohen. Ist's noch vernünftig zu bleiben? Doch da öffnet sich eine Türe und man ruft mich zu einem Sterbenden, da dankt eine Greisin Gott, daß sie mich noch sieht, da bittet mich ein Offizier eines in der Nacht herbeigeilten Landwehr-Regiments, einen gefallenen Kameraden um 10 Uhr auf den Friedhof zu begleiten, da nimmt Gott mir den letzten Zweifel, ob ich bleiben muß, als ich ins Krankenhaus komme. Dort liegt ein Pole in dicker Luft, von Schmerzen gekrümmt. Todesangst stand er aus, als eine Granate das Nordende des Hauses traf, als er das Hereinbrechen der Russen nahe

wähnte, als sein sterbender Gefährte, ein Kosak, davonlief, um unterwegs ein Ende zu finden. „Wie geht's?“ so frage ich. Er versteht nur wenig deutsch, aber seine Augen tauchen in die meinen, und „So allein – so allein!“ entringt es sich seinen Lippen. Ich durfte ihn nicht ganz allein lassen. Da die Russen, abgesehen von etwas Gewehrfeuer an den Flußläufen und Balern einiger Feldgeschütze, noch nicht schießen, finden sich vom Felde ein paar Männer in die Stadt, ihre Schweine und Kühe zu füttern, vielleicht auch

Gedankensplitter

Der Hausherr spricht zu seinem Gast:

„Die Mauer ist uns eine Last!“

Und dann nach einem kurzen Trunk:

„Wir wünschen die Vereinigung.“

Da denkt der Gast, das wär nicht schlecht;
es käme jeder zu seinem Recht,
wenn wir die Mauer reißen ein
und bauen sie wieder auf am Rhein.

Erich Bäumer

Beute zu machen. Sie müssen die Fahrstraße vom Schutt befreien. Was recht ist, soll ihnen werden. Sondaten haben sich Nötiges und Unnötiges, Kleider, Nahrungs- und Genußmittel, Eßgeschirr, Schuhe und unzählige Dinge aus den erbrochenen Geschäften ohne Bezahlung besorgt. Ein Bataillon hat die Sachen den Leuten abgenommen. Die Offiziere schicken 120 M. Sühnegeld für die Armen der Stadt und auf Handwagen folgt der Raub. Ich soll ihn zum Besten der Armen verkaufen. Das gab in den kommenden Tagen mancherlei Arbeit, manche Berührung mit den Truppen, die eben nur noch bei mir Wein, Zigarren, Unterjacken, Schuhe kaufen konnten. Die Geschäfte waren ja größtenteils verbrannt. Etwa 500 M. durfte ich aus dem Verkauf lösen und hatte so Geld für die später so nötigen Unterstützungen.

Aus der Gärtnerlehranstalt wollte, während andere sich holten, was sie meinten genießen zu können, ein Arzt Gemüse sich rechtmäßig verschaffen, und wie ihm wurde ich dann vielen die Obrigkeit, die den Empfangsschein erhielt und die Requisition zur rechtmäßigen stempelte. Auch die vom General herbeigerufenen Gendarmen riefen mich, bald um einem Verhafteten Zeugnis abzulegen, daß er nur aus der eigenen Wohnung etwas geholt, bald um unter meinen Augen Geschäfte zu schließen, zu öffnen. Ebenso hielten es bald die Quartiermacher der Truppen für gewinnbringend, mich zu befragen, wo noch ein Bett, wo noch ein Stall, wo vor allem Stroh und Heu sei. So gab es Arbeit die Fülle, und, da die Kanonen nicht schwiegen, und ob auch die meisten Geschosse über die Stadt dahingingen, täglich eine Reihe Treffer in die städtischen Gebäude schlugen, ja in der Irrenanstalt viele töteten und verwundeten,

stieg die seelische Anspornung höher und höher. Mühsam galt es, der mit elementarer Gewalt herandringenden Angst gegenüber die Fassung zu bewahren, und zumal nachts, wo bald das Rollen der Wagen und Geschütze, bald die Stille den Gedanken weckte, die Unsern zögen ab, wo wir oft die Kleider nicht abzulegen wagten, und der Morgen uns schlaflos fand, steigerte sich das Gefühl der menschlichen Ohnmacht und das Bewußtsein eigener Nichtigkeit oft so, daß das Gebet zum unaussprechlichen Seufzen wurde. Freilich fehlte auch keinen Tag die Erfahrung der rettenden Leitung und stärkende Nähe Gottes. Jetzt war es ein Gespräch mit einem Offizier oder gebildeten Landsturmmann, die ihren Unglauben bekannten und doch das große Du suchten und das Zeugnis vom lebendigen Gott suchten und mich baten, nicht müde zu werden, ihn zu predigen, jetzt ein Oberst, der mir auf dem Markt in Gegenwart seines ganzen Stabes eine Predigt vorlas, jetzt ein weinender Jude, der meinen Segen auf den Knien erlebte, jetzt ein zitternder Bürger, der seine Sünde bekannte, jetzt ein Trümmersbild und dazwischen ein bewahrtes Haus, jetzt eine ganze Reihe von Fügungen, die mich gemahnte: Du bist bei mir!

So hatte mich am Sonntag, den 30. August, morgens, die Brotsorge in den Anstaltsgarten geführt, dort lag auf dem Rasen, auf dem vor ein paar Tagen ein Bataillon genächtigt hatte, eine Menge Kommißbrot, wir sammelten einige Körbe, suchten einige aufgeregt schreiende oder stumm, mit starrem Auge durch die Straßen irrende Geistesranke nach der Anstalt zu bringen, und der Kanonendonner begann. Das Zeitmaß, der Gedanke an Datum und Wochentag war verloren, da reitet ein Hauptmann, einst Justizrat in Wehlau, vor mein Haus und muß, da kein Küster noch Kirchendiener mich mehr mahnt, erinnern: „Ist heute Gottesdienst?“ „Ist heute denn Sonntag?“ fahre ich heraus, bejahe die Frage, eile auf den Turm und läute den Sonntag ein. Dann geht's durch die Straßen, um hier und dort einen zu erinnern, daß Sonntag ist. Lieder und Text werden ausgesucht und nun ist's 9½ Uhr und es wird zum Gottesdienst geläutet, ob's gleich ein schwer Stück, ich habe lange geläutet. Ich steige vom Turm und sehe in die Kirche. Der Wind pfeift durch die zerborstenen Scheiben, die Sonne blinkt in den Glassplittern, mit denen der Kirchenfußboden bedeckt ist. Nur sieben Leutlein sitzen auf den verstaubten Bänken, doch kein Soldat zeigt sich, und eine schlichte, stille Andacht will ich halten, und wende mich kleinmütig und wieder von dem Gedanken angefochten: „Ist nicht mein Hiersein übrig?“ zum zerschossenen Turmtor, da tritt ein Leutnant mir entgegen und bittet um die Erlaubnis, die Orgel zu spielen, den Balgentreter hat er mitgebracht. Kaum sind sie die Treppen hinauf an ihren Platz geführt, da meldet sich noch ein Unteroffizier, sonst Lehrer, zu gleichem Dienst, und beide Herren haben dann einmütig den Organisten dienst geleistet. „Verzage nicht, du Häuflein klein“ stimmen wir an, dann knirscht's und rauscht's durch die Kirche. Einzelnen in Gruppen kommen die Landwehrleute, die Kirche füllt sich während der Liturgie, dann braust vielhundertstimmig durch die Kirche: „Ein feste Burg ist unser Gott“, und ich darf mit brechender Stimme von der Angst der Welt und dem großen Überwinder reden, und Schluchzen und Jauchzen zog durch die Männerbrust. Nach dem Segen fordere ich zur Feier des Abendmahls auf und bitte um eine Pause, das Abendmahlsgerät zu suchen. Es ist vom Kirchendiener versteckt. Im Garten ist das Beste vergraben. Ein Pionier eilt mir ins Gebüsch

zur Hilfe, wir graben, finden nichts. Ich denke an Wasserglas und Kommißbrot, hole etwas Wein aus meinem Hause, denn ich denke an ein Dutzend, die geliebten sein werden. Aber Hunderte, die ganze Kirche voll harrt des Abendmahls. Da kommt's über mich wie Hellsehen, und durch den Altar durch sehe ich die alte Truhe, die ich vor wenig Minuten vergeblich geöffnet habe, an mir bis dahin meines Wissens unbekannter Stelle seitlich geöffnet, und Wein, Kelche, Brot und Patenen, gehe, finde es. Offiziere greifen zu, rüsten den Tisch und es folgt eine selige Feier, in der ich zum ersten Male die Selbstkommunion geübt habe. An eine Sammlung habe ich nicht gedacht, aber ein Unteroffizier gab mir den ersten Zehnmarkschein: „Ich bin arm, aber wenn ich diese jammervolle Zerstörung sehe, möchte ich doch etwas zur Wiederherstellung geben,“ so legt er den Grund zum Neubau unter Trümmern. Wohl mußten noch am selben Tage, da die Kugeln wie Hagel fielen und die Granaten wieder in die Stadt schlugen, die Keller aufgesucht werden. Selbst mein Dr. P. gab die Hoffnung auf, bleiben zu können, da das Pflegepersonal floh und seine Vorräte zur Neige gingen.

Bis zum 9. September wurden wir noch beschossen, oft gab es von unserer Seite keine Erwiderung, weil unsere Geschütze und Truppen auf der Deimelinie bis Labiau hin- und hergeschoben wurden, um den Feind bei dem Glauben zu erhalten, daß „großes Armeekorps“ ihm gegenüberstände. Dann war die Kleinbahn zerschossen und Munition nicht schnell herbeizuschaffen. Noch am Sedantage war davon die Rede, die Stellung zu räumen. Ja, unsere Offiziere meinten, mit „einer anständigen preußischen Brigade“ würden sie den Übergang erzwingen und die Tapiauer Besatzung wie in einer „Mausefalle“ fangen. Brot und Salz wurden seltene Ware. Invalidengeldempfänger, Kreis-, Ortsarme, Beamtenfrauen riefen nach dem am 1. September fälligen Gehalt. Aber bald brachte Landrat W. am 3. September Brot, oder holten wir's selbst mit Auto von Königsberg, bald kehrten Einwohner, manche freilich auf Stunden, zurück, um bei den nächsten Schüssen sich wieder nach Königsberg zurückzuziehen, und es gab ein stärkend Wort oder einige Liter Petroleum. Kurz, es gab immer zur rechten Zeit kleine Aufmunterungen oder Aufgaben, daß wir allmählich die Tannenberger Siegesbotschaft freudig aufnahmen und hoffen lernten. In der Nacht vom 9. zum 10. September zog sich der Feind aus dem Sandditter Walde jenseits der Deime zurück und die Pioniere bauten bei Kl. Schleuse ihre Brücke. Die Verfolgung des Feindes begann und Tapiau wurde Durchgangsort für ganze Armeekorps und gen Wehlau, Insterburg und weiter zurückflutende Flüchtlingsscharen. Klagend umstanden die heimgekehrten Stadtbewohner die Gräber ihrer Habe, und ob auch sein Dach, fand mancher wenig im Fach. Es gab Tage, wo ich diese Zeiten nach der Beschießung schrecklicher nannte, als die Schreckenstage der Belagerung. Bis zum 21. September waren wir noch ohne Post und die nötigen Verkaufsstellen für Krämerware, Bäckerei, Fleischversorgung fehlten. Das gab viel unnötiges Murren. Aber mehr und mehr belebte sich die Dankbarkeit, man freute sich, daheim zu sein. Dankopfer wurden gespendet, höher denn je, und hat auch das Kapitel „Liebesgaben“ für Ostpreußen manchen dunklen Abschnitt, so darf sich Verfasser doch freuen, daß viele hundert Mark und viele hundert Zentner ihm die Möglichkeit gaben, vielen die fürsorgende Liebe Gottes fühlbar zu machen. Sie selbst zu erleben war das Größte in jenen Tagen für den Schreiber, es dürfte auch das Höchste für den Leser sein.

Tapiauer Anzeiger

Der Vorstand der Kreisgemeinschaft hat beschlossen, 1974 wieder Einzel-Treffen in den 3 Patenstädten durchzuführen.

Da voraussichtlich der 17. Juni wieder ein Feiertag sein wird, sind die Treffen auf den 15., 16. und 17. Juni festgelegt. Die Tapiauer kommen wieder in der Patenstadt Bassum zusammen. Vorbesprechung über die Durchführung hat bereits mit der Stadtverwaltung stattgefunden. Alle Heimatreuen sollten sich den Termin merken und ihr Kommen planen. Landsleute der benachbarten Kirchspiele sind gleichfalls zur Teilnahme aufgefordert. Quartierwünsche rechtzeitig, möglichst bis Ende Mai, anmelden mit Angabe der Personenzahl und Nächten von . . . bis! Das Programm wird in der Juni-Folge des Heimatbriefes und im Ostpr.-Blatt bekanntgegeben.

Wer hat ein Foto vom Kreiskrankenhaus Tapiau und stellt es leihweise dem Heimatbrief zur Verfügung?

Am Deutschen Turnfest vom 12. bis 17. Juni in Stuttgart nahmen 13 Tapiauer teil. Unter ihnen war auch unsere bekannte Schwimmerin Anni Weynell aus Tapiau-Fährkrug. Sie hat es sich nicht nehmen lassen, an dem Leistungsschwimmen für ältere Turner und Turnerinnen teilzunehmen. Die Bedingungen:

1. 25 m Kraulschwimmen in 30 Sek.	erfüllt: in 23,7 Sek.
2. 25 m Rückenschwimmen in 40 Sek.	in 30,5 Sek.
3. 15 m Handpaddeln in Rückenlage	erfüllt
4. 10 m Tauchen	erfüllt
5. Sprung vom 1 m-Brett (beliebig)	erfüllt mit Kopfsprung

Für ihre Leistungen wurde sie mit einer Bronzemedaille ausgezeichnet, und der Kampfrichter meinte: „Gelernt ist gelernt!“ Außerdem wurde sie vom Verein Deutsches Turnfest Stuttgart zu einem Empfang im Festraum des Stuttgarter Rathauses geladen. Ihr wurde ein Bildband von Stuttgart überreicht mit folgender Widmung:

„Zum Deutschen Turnfest 1973 in Stuttgart überreicht von der Stadt Stuttgart und dem Verein Deutsches Turnfest.“

gez. Dr. Klatt
Oberbürgermeister

gez. Dr. Hahn
Vorsitzender

Wenn man bedenkt, daß „unsere Anni“ am 11. Juni 1974 ihren 70. Geburtstag begeht, dann muß man ihre gezeigte Leistung bewundern.

Bestelle das demnächst erscheinende Heimatbuch mit den Beiträgen über die drei Städte, von Dörfern und Gütern. Reich bebildert. Preis bei Vorausbestellung etwa 25,— bis 30,— DM. Einzahlung auf das Girokonto der Kreisgemeinschaft Wehlau Nr. 1999 bei der Kreissparkasse Syke. Name und Wohnung möglichst in Blockbuchstaben.

Spendeneingänge vom 1. Mai bis 31. Oktober

Artur Androleit, Gerda Buttgerit, Dora Birkholz, Alfred Bartschat, Annelore Burkhard, Minna Becker, Horst Benkmann, Franz Bessel, Hedwig Barbel, Otto Bendig, E. Bäuerle, Anna Bitsch, Gerhard Babbel, Minna Beckereit, Gertrud Bombin, Else Boldin, Johanna Berger, Käthe Böhnke, Paula Ballnus, Curt Brandtstaedter, Margot Baumann, Max Borgmann, Anna Ballnus, Annemarie Balzereit, Gerhard Butsch, Gertrud Berg, Margarete Berg, Collegium Albertinum, Rosemarie Clasen, Herbert Caspari, Rudi Deutschmann, Manfred Dannenberg, Elly Didszus, Helene Damerau, Hilde Daus, Margarete Diester, Karoline Dietrich, Christa Ermel, Bernhard Ellenfeld, Charlotte Ewert, Paul Elsner, Irmgard Ferno, Johanna Ferno, Anna Feyerabend, Elfriede Fleischer, Hanna Freutel, Frieda Fischer, Luise Fleichhauer, Brigitte Fiedler, Martha Gerund, Ruth Gleich, Irma Gesewsky, Gustav Gawehn, Gerhard Goldbaum, Herta Grau, Lisa Gudde, Anna Gröning, Helga Gudlowski, Liesbeth Gronau, Frieda Glang, Hildegard Goebel, Herbert Glang, Otto Gempf, Dr. Werner Giehr, Dr. Dr. Guderjahn, Berta Goebel, Hugo Hennig, Margarete Hartmann, Helda Hauer, Johannes Hundertmark, Traute Hermann, Ulrich Hennig, Gero Hantel, Gertrud Hildebrandt, Fritz Hellwig, Rudolf Herrenkind, Therese Haesler, Kurt Hauschulz, Sabine Hoth, Marianne Held, Charlotte Hille, Anni Helmuth, Lina Hamann, Thusun. Hennig, Minna Hoffmann, Frida Hinz, Harry John, Dr. Martin Janke, Günter Joswich, Lydia John, Gertraude Jaeger, Fritz Joseph, Emil Jahnke, Eva u. Charlotte Jonetat, Max Kube, Else Kaempfer, Anna Kaiser, Margarete Kuck, Adoif Kalweit, Frieda Krause, Anna Kaiser, Eva Koschinat, Erna Klein, Edelgard Krehl, Herta Keller, Charlotte Koppetsch, Erich Köppen, Charlotte Koss, Fritz Kristan, Erika Koch, Marie Kukies, Frieda Krüger, Hilde Kandzia, Ernst Kirbus, Walter Korsch, Luise Kiepert, Margarete Kraft, Elfriede Kolb, Christa Klampfener, Franz Kubert, Dr. Brigitte Lekuse, Helene Laschat, Helmut Lemke, Dr. R. Lilienthal, Irmgard Liers, Fritz Ludwigkeit, Walter Lipp, Paul Lehmann, Waldemar Lindenau, Eva Monkowius, Kurt Meyran, Evamaria Müller, Konrad Mai, Paula Meier, Walter Münchow, E. Möhrke, Erich Müller, Margarete Melzner, Friedrich Mohr, Peter Mintel, Gerda Micheel, Otto Müller, Herta Menzel, Anna Müller, Walter Morgenroth, Erwin Naujoks, Ernst Neumann, Christel Ney, Gerda Nagel, Elfriede Nickel, Fritz Neumann, Lieselotte Neumann, Gisela Neumann, Charlotte Newiger, Helmut Neumann, Walter Neumann, Paul Nowek, Otto Omet, Ruth Ogonowski, Fritz Pogoda, Erika Pick, Walter Pinsch, Fritz Poweleit, Ella Patzke, Irmgard Prust, Gertrud Poschmann, Horst Papin, Renate Powitz, Lieselotte v. Queis, Robert Quednau, Ewald Romeyke, Erick Rick, Lotte Riegert, Otto Raabe, Eva Reinke, Günter Ramm, Frieda Ruebensahm, Gertrud Rohde, Fritz Rehberg, Ernst Rowenski, Lydia Sierski, Charlotte Steckert, Dr. Erwin Schatz, Horst Schwermer, Egon Sekat, Erna Schneidereit, Richard Stoermer, Hans Skoppeck, Siegfried Schindelmeiser, Rita Segatz, Horst Schulz, Anni Skronn, Irmgard Szidat, Walter Schweiss, Bruno Schulz, Hildegard Schoof, Käthe Schlingelhoff, Erich Schmidt, Alfred Schikowsky, Ulrich Scheffler, Berta Steiner, Erna Strupat, Günther Schmidt, Rosemarie Schaffstein, Willi Seddig, Hein Schergaut, Elisabeth Schweighöfer, Erich Sattler, Else Schenkluhn, Rudolf Seidenberg, Gertrud Schall, Meta Skorupowski, Frieda Sturmhöfel, Ulrich Skierlo, Wilhelm Störmer, Anni Schulz, Helene Sprengel, Walter Schroeder, August Ting, Gustav Truschkat,

Arno Thiel, Gerhard Tietz, Richard Tietz, Maria Trokowski, Bruno Uschkoreit, Otto Volgmann, Anna Voss, Eva Wagner, Manfred Witt, Annemarie Walter, Ernst Wagner, Hans Weißfuß, Hildegard Winkler, Liselotte Wilk, Margarete Werschat, Wilhelm Wegner, Hans-Heinrich West, Hedwig Wittenberg, Otto Wittenberg, Anni Weynel, Ernst Weissel, Gertrud Wowerat, Ulrich Weller, Heinrich Wittke, Anna Walter, Frieda Zimmermann, Günter Zietlow, Erich Zippel, Irma Zimmermann, Walter Zaleike.

Die Kreisgemeinschaft dankt allen treuen Spendern herzlich und bittet, in der Spendenfreudigkeit nicht nachzulassen. Die Spenden dienen nicht nur dem Heimatbrief, sondern auch der Kreisgemeinschaft zur Erledigung ihrer mannigfaltigen heimatpolitischen Aufgaben. Wir wenden uns daher auch an die bisher abseits stehenden Landsleute mit der Bitte um Unterstützung; auch die kleinste Spende hilft und dient der unvergessenen Heimat. Ihr die Treue zu bewahren ist unserer aller Pflicht!

Einzahlungen werden erbeten auf das **Postscheckkonto der Kreisgemeinschaft Wehlau in Syke Hamburg 2532 67 – 208.**

Wir gratulieren zum Geburtstag

1973

16. 5. Berta Lindenau (77) aus Gr. Ablacken, jetzt 23 Kiel-Friedrichsorf, Frensenstraße 5
23. 5. Elisabeth Meyer (79) aus Wehlau, jetzt 23 Kiel, Wagnerring 31
26. 5. Karl Piep (93) aus Szillenberg/Goldbach, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über Paul Wenk, 2 Hamburg 76, Lübecker Straße 82
1. 6. Paula Ballnus (72) aus Tapiau, jetzt 23 Kiel, Dampferhofstraße 19
6. 6. Karl Herholz, Fleischermeister (80) aus Friedrichstal, jetzt 285 Bremerhaven, Sonnentauweg 22a
7. 6. Anna Lux geb. Rehberg (90) aus Allenburg, jetzt 3031 Hademstorf
7. 6. Robert Rossel (70) aus Reipen, jetzt 2373 Schacht-Audorf, Dorfstraße 41
9. 6. Luise Volgmann geb. Bartenwerfer (87) aus Schaberau Gemeinde Sanditten, jetzt 4441 Neerlage 66
12. 6. Wilhelmine Glaß geb. Dudde-Kykebusch (75) aus Pelkeningken, jetzt 46 Dortmund-Aplerbeck, Weiße-Ewald-Straße 32a
21. 6. Anna Bendig geb. Wölk (75) aus Schirrau, jetzt 3201 Rautenburg Nr. 7, über Hildesheim
25. 6. Albert Lowski (81) aus Wehlau, jetzt 24 Lübeck, Folke-Bernadotte-Straße 29
26. 6. Helene Schächter (70) aus Wehlau, jetzt 433 Mülheim, Kamphofer Weg 73
2. 7. Charlotte Schipporeit, verw. Ollesch geb. Dietrich (70) aus Wehlau, jetzt 2 Hamburg 70, Lesserstraße 131
22. 7. Anna Gröning (80) aus Tapiau, jetzt 24 Lübeck, Elsässer Straße 9

23. 7. Albert Hollstein, Schmiedemeister (82) aus Gundau, jetzt 722 Dauchingen, Villinger Straße 25
27. 7. Wilhelmine Milewski geb. Kruck (86) aus Wehlau-Altwalde, jetzt 74 Tübingen, Amselweg 82, bei Charl. Dudda (Tochter)
27. 7. Fritz Naujock (85) aus Wehlau, Lindendf. Straße 2, jetzt 24 Lübeck, Beim Drögenvorwerk 20
29. 7. Ernst Winkler, Schmiedemeister (80) aus Gr.-Plauen, jetzt 5248 Wissen, Mozartstraße 15
29. 7. Kurt Petruck, Reg. Vermessungsamtman i. R. (75) aus Wehlau, Deutschstraße 15, jetzt 7823 Bonndorf, Waldallee 5
31. 7. Richard Tietz, Schmiedemeister (86) aus Reinlacken, jetzt 7737 Bad Dürrhein, Friedrichstraße 14
2. 8. Ernst Julius Raufeisen, Oberpostschaffner i. R. (91) aus Grünhayn, jetzt 6701 Dannstadt-Schauernheim 2, Assenheimer Weg 10
2. 8. Franz Ziemer, Schachtmeister i. R. (75) aus Tapiau, jetzt 5142 Hückelhoven, Allensteiner Straße 18
6. 8. Maria Wiersbitzky (86) aus Allenburg, jetzt 219 Cuxhaven, Eduard-Karstens-Weg 27
11. 8. Käthe Arndt (97) aus Tapiau und Schönbruch, jetzt 344 Eschwege, Altersheim Brückentor
13. 8. Wilhelm Witte, Landw. Beamter (89) aus Zargen Gemeinde Sanditten und Wehlau, jetzt 34 Göttingen, Fichtenweg 17
20. 8. Gertrud Hildebrandt geb. Sekat, Gewerbeoberlehrerin i. R. (80) aus Tapiau, jetzt 3 Hannover, Heinrich-Heine-Straße 51
20. 8. Therese Kurschat (82) aus Fuchshügel, jetzt 2433 Grömitz 2 (Lismar), Bornkamp 14
25. 8. Hellmuth Möhrke (88) aus Allenburg, jetzt 31 Celle, Lüneburger Str. 36
28. 8. Herta Nolda geb. Reidenitz (75) aus Pelohnen Gemeinde Sanditten und Wehlau, Bahnhof, jetzt 597 Plettenberg, Wilhelmstraße 53
29. 8. Walter Neumann, Landwirt (70) aus Tapiau und Moterau, Ortsteil Groß Schleuse, jetzt 3144 Wohlenbüttel bei Amelinghausen
29. 8. Johanna Berger geb. Deblitz (91) aus Genslack, jetzt 3457 Stadtoldendorf, Homburger Stieg 10
29. 8. Helene Röing geb. Achenbach (83) aus Wehlau, Kirchenstraße, jetzt 7 Stuttgart 1, Johannesstraße 21
30. 8. Franz Röing, Kaufmann (85) aus Wehlau, Kirchenstraße 28, jetzt 7 Stuttgart 1, Johannesstraße 21
2. 9. Maria Bressemer geb. Donn (86) aus Groß Englau, jetzt 8801 Schopfloch, Ludwigstraße 16
14. 9. Gustav Mohns (89) aus Stampelken, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über Fritz Mohns, 565 Solingen 1, Eigen 34
14. 9. Friedrich Ratzlaf (84) aus Tapiau, jetzt 2153 Neu-Wulmstorf, Bromberger Straße 6

15. 9. Auguste Neumann geb. Dombrowski (70) aus Tapiau, jetzt 5303 Bornheim-Waldorf, Strauftberg 34
15. 9. Marie Hinz verw. Wischnewski geb. Kraska (75) aus Genslack, jetzt 5828 Ennepetal, Fuhrstraße 43
16. 9. Curt Brandtstaedter (75) aus Tapiau, jetzt 35 Kassel, Ziegenhainer Straße 31
19. 9. Elise Fuchs geb. Wohlgemuth (70) aus Poppendorf, jetzt 5038 Rodenkirchen, Friedrich-Ebert-Straße 5
20. 9. Frau Auguste Skott (86) aus Ripkeim, jetzt 355 Marburg, Dürerstraße 30
21. 9. Gustav Schön (83) aus Friederikenruh bei Allenburg, jetzt 522 Waldbröl, Heidbergweg 1
26. 9. Emilie Wagner (86) aus Wehlau, jetzt 8872 Burgau, Brementalstraße
3. 10. Karl Weiss, Oberbaurat i. R. (70) aus Tapiau, jetzt 347 Höxter, Parkweg 1
4. 10. Auguste Schiemann (80) aus Taplacken, jetzt 2102 Hamburg 93, Schwendtnerring 34
4. 10. Gottfried Hoffmann, Justizamtman i. R. (75) aus Tapiau, jetzt 6113 Babenhausen 1, Amtsgasse 37
13. 10. Otto Kuhrau (80) aus Koppershagen, jetzt 5421 Bornich, Rathausstraße 26
27. 10. Erich Rieck (70) aus Groß-Ponnau, jetzt 41 Duisburg-Hamborn, Wolfram-von-Eschenbach-Straße 8
28. 10. Fritz Fischer (83) aus Friedrichstal, jetzt 7847 Badenweiler, Ernst-Eisenlohrer-Straße 5
29. 10. Karl Meyhoeffer, Obergerichtsvollzieher i. R. (83) aus Tapiau, jetzt 7 Stuttgart, Lebenstraße 24
1. 11. Georg Zuehlsdorff (75) aus Bieberswalde, jetzt 3391 Wolfshagen, Breslauer Straße 32
1. 11. Gustav Jakobeit, Landwirt (87) aus Weißensee, jetzt 234 Kappeln-Mehlby, Grüner Weg 15
3. 11. Martha Salecker (82) aus Wehlau, Markt 11, jetzt 24 Lübeck, Gärtnergasse 21
6. 11. Marie Daumann (80) aus Tapiau, Kirchenstraße (Oberförsterei), jetzt 5216 Niederkassel, Rosenstraße 16
11. 11. Gustav Klung (86) aus Wehlau, jetzt 24 Lübeck, Margaretenstraße 37
12. 11. Hedwig Tullney (74) aus Grünhayn, jetzt 2 Hamburg 90, Beerenberg 1
19. 11. Edith Schmischke (70) aus Tapiau, jetzt 7472 Winterlingen, Riedstr. 34
28. 11. Bruno Komm (70) aus Biothen, jetzt 2432 Koselau

Am 9. Januar 1974 wird die Lehrerin Berta Steiner geb. Mauerhoff aus Sanditten und Wehlau 100 Jahre alt. Frau S. wohnt jetzt in 2358 Kaltenkirchen, Haus Kolberg.

Am 19. Februar 1974 wird unser Kreisvertreter Werner Lippke 60 Jahre alt, früher Allenburg, jetzt 2358 Kaltenkirchen, Oersdorfer Weg 37

Am 2. August 1973 wurde unser Kreisältester Rudi Meitsch 60 Jahre alt, früher Sandtitten, jetzt in 3 Hannover, Körnerstraße 8

Wir gedenken der Heimgegangenen

1973

25. 3. Dr. Dr. Ernst Przetak, Zahnarzt (72) aus Wehlau, zuletzt 2 Hamburg 22, Biedermann Platz 11
 2. 4. Marie Egdmann geb. Riemann (87) aus Wehlau und Paterswalde, zuletzt in Ostberlin wohnhaft gewesen
 22. 4. Max Wenzel (76) aus Tölteninken, zuletzt 2243 Albersdorf/Holst., Buhmanns Wurt 32
 8. 5. Karl Haesler (86) aus Leißnien, zuletzt 2351 Groß Kummerfeld über Neumünster, Schützenstraße 14
 23. 5. Auguste Newiger (89) aus Tapiau, zuletzt 783 Emmendingen
 30. 5. Elfriede Sekat geb. Müller (75) aus Tapiau, zuletzt Diekholzen
 4. 6. Erich Urban (67) und seine Ehefrau Eva geb. Weißfuß (60) aus Lindendorf und Grünhayn, zuletzt 42 Oberhausen
 2. 7. Minna Döhring geb. König (75) aus Frischenau, zuletzt 2 Hamburg 62, Leezener Weg 16
 7. 7. Elma Weiß geb. Reimer (66) aus Rockeimswalde, zuletzt 2347 Süderbrarup, Mühlenstraße 37
 7. 7. Albert Gerber (81) aus Pregelswalde, zuletzt 4961 Siedl. Baum Nr. 9, Post Stemma über Stadthagen Land
 12. 7. Lotte Köllner geb. Weidlich (73) aus Wehlau-Wattlau, zuletzt Rellingen, Poststraße 1
 18. 7. Gertrud Lipka geb. Rosentreter (61) aus Irglacken, zuletzt 415 Krefeld, Bückenfeldstraße 5
 14. 8. Lina Sturmhofel geb. Karnowski (76) aus Wehlau, Klosterplatz, zuletzt 5102 Würselen, Neuhauser Straße 121
 7. 9. Josef Thiel, Landw. Beamter (64) aus Zargen Gemeinde Sandtitten, zuletzt 5021 Widdersdorf bei Köln, Alte Sand-Kaul 12
 9. 9. Helene Rahnenführer geb. Schulz (74) aus Wehlau, zuletzt 213 Rotenburg (Wümme)
 18. 9. Margarete Keil geb. Sonnabend (81) aus Wehlau, zuletzt 5023 Weiden, Kantstraße 5
- im Sept. Fritz Meyer, Postbeamter a. D. (68) aus Tapiau, zuletzt 86 Bamberg, Wetzelstraße 11
- im Sept. Max Rehberg (86) aus Paterswalde, zuletzt 28 Bremen-Borgfeld, Am Lehesterdeich 45 A

1. 10. Otto Wald, Lehrer (81) aus Plibischken und Goldbach, zuletzt 4047 Dormagen, Sebastian-Bach-Straße 7
10. 10. Alexander Grapentin (68) aus Irglacken, zuletzt 28 Bremen, Wilhelm-Liebknecht-Straße 7
21. 10. Willy Noetzel, Schlachtermeister (75) aus Paterswalde, zuletzt 237 Rendsburg, Fockbeker Chaussee 22
24. 10. Martha Pischke (82) aus Gauleden, zuletzt 6719 Göllheim, Poststraße 3

Herzlichen Glückwunsch zur Diamantenen Hochzeit

den Eheleuten Franz Krause und Frau Anna aus Brikenhof und Bieberswalde, jetzt wohnhaft in 2353 Nortorf, Timm-Kröger-Straße 17 – am 27. September 1973.

Herzlichen Glückwunsch zur Goldenen Hochzeit

Am 8. Juni 1973 feierten ihre Goldene Hochzeit der Lehrer Otto Wald (verst. am 1. 10. 1973) und seine Ehefrau Maria geb. Thorun, aus Plibischken und Goldbach, jetzt wohnt Frau W. in 4047 Dormagen, Sebastian-Bach-Straße 7.

den Eheleuten Ing. Hans Schenk und Frau Gertrud geb. Laschat, aus Tapiau, Kirchenstraße 1, jetzt wohnhaft in 2139 Fintel, Wohlsberg 6 – am 24. August 1973.

Abitur bestanden

Mathias Neumann (Eltern: Kurt N. und Frau Elfriede geb. Brede aus Poppendorf), jetzt wohnhaft in 3501 Zierenberg, Oberelsunger Straße 6 – im Juni 1973.

Examen gemacht

Wolfgang Podehl, an der Universität Marburg „magna cum laude“ zum Dr. phil. (Eltern: Studienrat Karl Podehl, verst. und Frau Ella geb. Koch aus Wehlau), jetzt wohnhaft in 24 Lübeck, Zwinglistraße 21.

Wolfgang Hasenpusch, an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel die Diplom-Chemikerhauptprüfung mit „sehr gut“ bestanden, (Eltern: Fritz Hasenpusch aus Tapiau und Frau Dolores geb. Koch), jetzt wohnhaft in 2212 Brunsbüttel, Elbstraße 39.

Dr. Ing. Erwin Schatz aus Irglacken ist vom Senator für Bildung, Wissenschaft und Kunst in Bremen zum Professor ernannt worden (Sohn des Philipp Schatz und Frau Mithilde geb. Roser aus Irglacken und Königsberg), jetzt wohnhaft in 28 Bremen 1, Großgörschenstraße 21.

Eisgang an der Allemündung

Dr. Hermann Fischer

Ein Naturschauspiel war Ende der zwanziger Jahre der Eisgang an der Mündung der Alle in den Pregel. Dieses damals jahraus, jahrein wiederkehrende Ereignis richtete zwar oft beträchtlichen Schaden an, lockte aber nicht nur Jugendliche, sondern auch alteingesessene Wehlauer aus ihren Wohnungen. Den Zuschauern bot sich ein imponantes Bild dar:

Die im Sommer ruhig und friedlich fließende Alle ist jetzt zu einem reißenden Strom geworden und bis zur Badeanstalt, bis in die Gärten der anliegenden Straßen über die Ufer getreten. Der Fußweg zur Gasanstalt steht tief unter Wasser. Es umspühlt munter das Spritzenhaus der Feuerwehr.

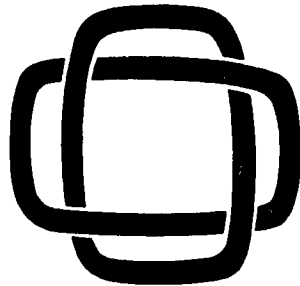
Große Eisschollen von erheblicher Dicke, phantastisch übereinander geschoben, schwimmen geschwinde flußabwärts, prallen weithin krachend bald hier, bald dort an, spalten sich allmählich und steuern sich vor der Eisenbahnbrücke der Linie Königsberg-Insterburg-Eydtkuhnen. Auf einer Scholle liegt noch ein leuchtend roter Ziegelstein, auf jener ein Faßreifen, auf einer anderen der Rest eines Lattenzauns. Da und dort tauchen zwischen den Schollen dürre Äste auf.

Die „Schanzenwiesen“, auf denen alljährlich im Juli der weithin berühmte große Pferdemarkt stattfand, lagen z. B. im Frühjahr 1929 so tief unter Wasser, daß die flotten Boote des Wehlauer Ruderklubs sich auf ihm tummeln konnten. Durch das Übertreten der Alle und des Pregels über ihre Ufer war die Kreisstadt Wehlau wie eine Insel ganz vom Wasser umschlossen. Die höher gelegenen Zufahrtswege und die eisernen Brücken stellten dann die Verbindung mit dem „Festland“ dar.

So gewaltige Katastrophen wie im vorigen Jahrhundert, besonders in den Jahren 1829, 1862 und 1888, in denen der Verkehr in vielen Straßen der Stadt nur mühsam durch Kähne aufrechterhalten werden konnte, scheinen sich später glücklicherweise nicht ereignet zu haben.

Nicht nachlassen!

**Halte Verbindung
nach drüben!**





Abiturienten Deutschordens-Schule Wehlau, Jahrgang 1933
B. Müller, W. Lippke, J. Hundertmark, Dr. Pilch, H. Preß, R. Jablonski,
E. Gottschalk, F. Thulke, L. Bluhm, L. Müller, M. Schatz und Ch. Hardt



Gefolgschaft der Natura-Milch Allenburg



Urwüchsige Stärke

zeichnet den Elch aus, der für uns Sinnbild unserer ostpreußischen Heimat ist. Nicht ohne Grund tragen die Trakehner seit Jahrhunderten die Elchschaufel als Brandzeichen, nicht ohne Grund haben die fern der Heimat lebenden Ostpreußen die Elchschaufel zum Symbol erwählt.

Stark und geeint müssen auch wir sein, wenn wir unser Recht auf die angestammte Heimat wirkungsvoll vertreten wollen. Das Band, das alle Ostpreußen umschließt, ist

Das Ostpreußenblatt

- Mit aktuellen politischen Beiträgen...
- Mit schönen Bildern...
- Mit Berichten aus der Heimat einst und jetzt...
- Mit Dokumentationen aus der 700jährigen deutschen Geschichte und dem Geistesleben Ostpreußens...
- Mit wichtigen Nachrichten zur Lastenausgleichs- und Sozialgesetzgebung...
- Mit der Schilderung ostpreußischen Lebens und ostpreußischer Leistung in aller Welt...

... schlägt das Ostpreußenblatt jede Woche aufs neue die Brücke zur Heimat und zu allen Landsleuten in der Bundesrepublik und den anderen Ländern der freien Welt.

... gibt es Ostpreußens Auftrag an die junge Generation weiter.

... ist das Ostpreußenblatt der nimmermüde, berufene Wahrer unseres berechtigten Anspruches auf Heimat und Selbstbestimmung und zugleich wirtschaftliche Basis unseres Ringens.

Wer mit uns denkt, fühlt und handelt, liest

Das Ostpreußenblatt

zu beziehen durch Ihr zuständiges Postamt oder direkt durch unsere Vertriebs-Abteilung HAMBURG 13 · POSTFACH 8047

Bezugspreis im Inland nur 3,20 DM monatlich